

DAS SCHLAUN-GYMNASIUM



OSTERN 1959

Das Schlaun-Gymnasium

Schulzeitung für die Schüler, Lehrer, Eltern, Ehemaligen und Freunde
des Schlaun-Gymnasiums zu Münster (Westf.)

Nr. 17

Ostern 1959

Preis: 0,80 (für Schüler 0,50) DM

Ferienordnung 1959/60

Ferien	Erster Ferientag	Letzter Ferientag
Ostern	Donnerstag, 26. 3. 1959	Mittwoch, 8. 4. 1959
Pfingsten	Samstag, 16. 5. 1959	Dienstag, 19. 5. 1959
Sommer	Mittwoch, 1. 7. 1959	Dienstag, 11. 8. 1959
Herbst	Samstag, 17. 10. 1959	Montag, 26. 10. 1959
Weihnachten	Mittwoch, 23. 12. 1959	Donnerstag, 6. 1. 1960

DIE NÄCHSTE NUMMER

unserer Schulzeitung erscheint Ende Juni.

Redaktionsschluß: 5. Juni.

Brief an meinen Neffen Peter, der „ das Klassenziel nicht erreicht“ hat

Lieber Peter!

Ehrlich gesagt: im stillen hatte ich längst damit gerechnet. Und nun ist es so weit. Du bist also — sitzen geblieben.

Was nun Ja, was nun? So hat sich Deine Tante auch einmal gefragt, als ihr zum erstenmal in ihrem Leben (es waren liebe Gäste geladen) das Mittagessen angebrannt war. Später wußte sie, was sie zu tun hatte: sie mußte halt noch einmal von vorn anfangen — einkaufen, abwiegen, zubereiten, würzen, abschmecken und kochen.

Das wirst Du auch müssen. Am besten versuchst Du es mit „guter Miene“ und Gelassenheit. Dann geht es am besten.

Du meinst, Deine Lehrer treffe vor allem die Schuld? Das kann ich nicht recht einsehen. Oder sie müßten heutzutage anders sein als zu meiner Zeit. Da waren sie eher zu nachgiebig als unerbittlich. Was wir denn bald raus hatten und ausnützten. Aber — das war einmal. Zurück zu Dir, zu Deinem kleinen österlichen Weh. Soll ich Dir einige Mittelchen nennen, die Dir von Nutzen sein könnten? Sie sind probat:

1. Du mußt nicht arbeiten wollen, wenn Du spielen darfst, und wenn Du arbeitest, mußt Du nicht spielen. Das hört sich einfach an, ist es aber nicht. Es ist i. G. recht schwer, immer g a n z zu tun, was man tut.
2. Da Dir, wie ich vermute, alle Radio-Stationen der Welt und alle Automarken völlig vertraut sind, laß es dabei sein Bewenden haben und kümmerge Dich nicht weiter drum! Du willst ja weder Ansager noch Taxifahrer werden. Aber ein anderes bedenke:
3. Du wirst das Wunder des Frühlings ebensowenig aus der Welt schaffen, wie andere das fertig gebracht haben. Es ist einfach da. Daran ist nichts zu machen. Also mußt Du es gar nicht erst versuchen. Rücke ihm vor allem nicht mit lateinischen Vokabeln zu Leibe! Das verträgt wohl der Frühling, da er unverwundlich ist, aber nicht Dein Latein — und Du selber auch nicht. Laß den Frühling vielmehr Frühling sein und erfreue Dich an seinen immer neuen Wundern! Dafür sind sie da. Und erfreue Dich ebenfalls an dem — wenn auch ganz anderen — Wunder der lateinischen Sprache! Auch sie ist zu Deiner Freude, nicht zu Deinem Leide da. Jedes in seiner Art.
4. Mißerfolg kann Dein bester Lehrmeister sein, wenn Du ihn zu Deinem Lehrmeister machst.
5. Ja, und was noch, damit Du nächstes Jahr nicht noch einmal . . . ? Lieber Peter, nur ein ausgemachter Dummkopf würde das fertig bringen..
Das laß Dir gesagt sein von Deiner Dich herzlich grübenden

Tante Trudel

Leserstimme

Die meisten Schulen haben gar keine, mehrere Schulen haben eine schlechte, einige wenige Schulen haben eine gute Schülerzeitung. Das Schlaun-Gymnasium hat eine Schulzeitung. Mit zunächst verblüffender Selbstverständlichkeit wird angenommen, daß zum Schulbereich neben Schülern und Lehrern auch die Eltern, die Ehemaligen sowie die Freunde der Schule gehören. Für sie alle ist die Schulzeitung da. Mehr zu sein, beansprucht sie nicht; aber ich würde sie auch mit Freude lesen, wenn ich nicht zum Schlaun-Gymnasium gehörte.

Ich will gleich sagen, warum. Es fehlt hier die bei Schülerzeitungen sonst so beliebte ‚Meckerecke‘. Eine Schulzeitung, zumal wenn sie so vornehm aufgemacht ist wie unsere und diese Vornehmheit im Gehalt nicht vermissen läßt, hat eine solche Rubrik gar nicht nötig. Eine Tageszeitung kann über dieses und jenes schimpfen; eine Zeitung, die nur einmal im Vierteljahr erscheint, muß für ein Vierteljahr Stoff bieten, muß auf Qualität sehen, darf den kostbaren Raum nicht für Themen verschwenden, die nur 24 Stunden lang interessant sind.

Ein zweites kommt hinzu. Mir ist das aufgegangen, als ich das Heft von Ostern 1958 las. Da sind Abschnitte aus den Lebensläufen von drei Oberprimanern abgedruckt. Der Lebenslauf, das vielleicht ungeschminkteste Bild des Menschen, das auch dann noch wahr bleibt, wenn es sich mit einem wohlausgesuchten Rahmen umgibt, ist charakteristisch für diese Zeitung. Er kann in verschiedenen Formen auftreten: als Erlebnisaufsatz, Fahrtenbericht, als Tagebuchaufzeichnung oder Sachbeschreibung, manchmal in Versen, meistens in Prosa. Er ist für diese Zeitung entscheidend. Man kann vieles für sich daraus gewinnen und lernt manches verstehen. Und welchen Sinn sollte eine Zeitschrift sonst haben?

Noch ein drittes ist mir aufgefallen. Diese Zeitung hat eine Redaktion. Man mag sagen, jede Zeitung habe eine Redaktion, die verantwortlich ist und die Sache organisiert. Aber darin erschöpft sich die Arbeit einer Redaktion nicht. Die Redaktion muß auswählen, sie muß vor allem aber die Texte bearbeiten. Stellt man jemandem die Aufgabe, verschiedene Brüche zu addieren, so wird man ihn nicht schelten, wenn er sie zuerst gleichnamig macht. Nenner und Zähler mögen sich beim einzelnen Bruch verändern, der Wert bleibt allemal derselbe. So muß auch der gute Redakteur all die Beiträge (fast hätte ich gesagt: den ganzen Bruch) auf einen Nenner bringen. Wenn er das tut, dann heißt das nicht, daß er alles besser können will oder daß er nach Lust und Laune handelt. Er ordnet nur alles richtig ein, damit es seiner Zeitung nicht so geht wie manchen modernen Bildern, wo die Nase da sitzt, wo wir gewöhnlich ein Ohr haben, und der Mund aussieht wie eine verrostete Fahrradkette. Ich habe nichts gegen moderne Kunst, wohl aber etwas gegen derartige Zeitungen. Schon jetzt bin ich gespannt, was an diesem „Bruch“ alles verändert ist, wenn ich ihn gedruckt lese, und welche Überschrift er wohl bekommt.

Wenn wir ansonsten einmal unzufrieden mit unserer Schulzeitung sein sollten, dann gibt es zwei Möglichkeiten, dem abzuhelfen: selbst gute Beiträge zu liefern oder sich andere Schülerzeitungen schicken zu lassen und diese vergleichsweise zu lesen.

Mainusch

NB.: Die Schriftleitung sah sich nicht veranlaßt, an obigem „Bruch“ etwas zu ändern, weil der Verfasser den „gemeinsamen Nenner“ von sich aus gefunden hatte, wofür wir ihm sehr dankbar sind. Für solchen „Bruch“ sind wir übrigens immer dankbar.

Unsern Oberprimanern zum Abschied

die in ihrer Arbeitsgemeinschaft Dürrenmatts
„Romulus der Große“ für uns einstudierten.

Wenn Sie nun einige Jahre von uns fort sind, woran werden Sie sich dann noch genau und gern erinnern? Kaum an den Unterricht, vielleicht noch an eine gemeinsame Klassenfahrt, aber sicher an dieses Stück, das Sie zusammen geprobt und gespielt haben.

Das schöne Bühnenbild wird Ihnen einfallen, das Herr Dr. Klockenbusch, Ihr Regisseur, gemacht hatte, vielleicht werden Ihnen sogar einige Verse Ihrer Rolle, die Sie gespielt haben, wieder über die Lippen kommen, sicher aber werden Sie die klangvollen Namen der Kaiser-Hühner und mit ihnen das vergnügliche Lachen hören, das Ihnen damals immer wieder aus der viele Male voll besetzten Aula entgegengeschlagen ist. Sie werden dann gar nicht mehr wissen, worum es in diesem Stück eigentlich ging. Nur Gipsbüsten werden Sie immer noch nicht ohne eine gewisse Geringschätzung anschauen können, und von Steinsäulen, mögen es nun ionische oder „stalin-alleenistische“ sein, werden Sie für alle Zeiten wissen, daß man auf sie die Welt nicht gründen kann. Ja, und wenn es — oder sich — einer mal wieder so gar sehr wichtig hat, dann werden Sie sicher nicht umhin können,



Walter Rogée

Das Fachgeschäft für gute Blumenspenden

Münster i. Westf.

Bahnhofstr. 2 (Ecke Servatiiplatz)

Telefon 3 59 36

Wolbecker Str. 20

ein ganz helles, durchdringendes Hühnergegacker loszulassen und an Dürrenmatts großen Kaiser zu denken, der, mag man sonst von ihm halten, was man will, doch wenigstens wußte, wie klein und unbedeutend er vor den großen Gängen der Geschichte war.



Und uns brauchen Sie, sollten Sie dann eines Tages wieder einmal bei uns hereinschauen und an unseren Gesichtern merken, daß wir Mühe haben, uns an Sie zu erinnern: uns brauchen Sie dann nur das Stichwort „Romulus der Große“ zuzuflüstern, und Sie werden spüren, daß wir dann schnell wieder im Bilde der Bühne, bei der Hühnergackerei, bei dem Spaß, den wir gehabt haben, und bei Ihnen sind, ob Sie nun der Diener oder der Imperator, der Koch oder der immermüde Soldat waren.

Scho . . .

Elternabend am Schlaun-Gymnasium

Am Mittwoch, dem 3. Dezember 1958, um 20 Uhr, versammelte sich in Anwesenheit von Herrn Stadtschulrat Dr. Hoss als Vertreter der Stadtverwaltung die Schulgemeinde des Schlaun-Gymnasiums in der Aula der Schule.

Der Vorsitzende der Schulpflegschaft, Rechtsanwalt Dr. Freudiger, eröffnete den Abend mit herzlichen Begrüßungsworten und sprach im Namen aller Beteiligten die Hoffnung aus, daß sich der Wunsch nach einer eigenen Schule ohne den leidigen Schichtunterricht nun bald erfüllen möge.

Der Leiter der Schule, Oberstudiendirektor Dr. Plate, entbot allen Gästen den Gruß der Schule und machte die Eltern zunächst mit dem neuen Erlaß des Kultusministers über die Hausaufgaben und schriftlichen Klassenarbeiten bekannt. Das geschehe, so bemerkte er, nicht zuletzt in der Absicht, die Schule vor den zahlreichen Angriffen von außen zu schützen, die nur zu oft aus mangelnder Sachkenntnis geführt würden. Es folgten eine Reihe persönlicher Bemerkungen zu den wichtigsten Punkten der Erlasses. Vorweg stellte der Direktor fest, daß die Schule nicht eben glücklich darüber gewesen sei. Immerhin hätten die Schulmeister sich nicht serienweise das Leben genommen. Wozu auch? „Denn“, so sagte Dr. Plate, „eine auf den Tag genau 38jährige Schulpraxis hat mich gelehrt, daß man



Lehrerkollegium 1925

Dr. Lücke	Dr. Hastenplug	Burgholz	Salland
Krekeler	Dr. Viefhaus	Hartmann	Wedewer
Dr. Heesen	Dr. Heesing	Bufé	Dr. Schlosser
Dr. Schimmöller	Kemper	Pleißmann	Dr. Oebike
	Dr. Hoeltzenbein		
Behre	Bolle II	Dr. Bolle I	Dr. Hagemann
Romberg	Frieling	Dr. Corsdreb	Dr. Rick
	Schmidt	Freibüter	Losse
Dr. Jacobi	Prof. Sommers	Prof. Dr. Poelmann	Dr. Steffen
Klaiber	Dr. Siehoff	Dr. Hoffschulte	Dr. Bohlen

es in Germanien nun einmal nicht lassen kann, sich für die Schule beständig etwas Neues auszudenken, es zu erproben — und dann wieder zu verwerfen.“ Man dürfe sich mit der an sich erstaunlichen Tatsache beruhigen, daß Erziehung trotzdem immer noch zustande komme.

Zu den Bestimmungen des Erlasses führte Dr. Plate aus, daß die Ursachen der Überbürdung der Schüler, von der der Erlaß spreche, nicht in erster Linie in der Schule zu suchen sind, sondern in der pausenlosen Berieselung der jungen Menschen mit den vielerlei Reizen des modernen Lebens. Unter diesen Umständen sei es für die Jungen allerdings sehr schwer, sich geistigen Aufgaben hinzugeben. Rechte Bildung sei ohne Muße nicht zu erlangen, und es sei darum sicherlich richtig, daß die Schule den Jungen durch den Verzicht auf die Hausaufgaben zum Montag und durch eine sorgfältige Stoffauswahl mehr Zeit zur Muße einräume. Freizeit jedoch sei noch keine Muße und verkehre sich mit bloßem Fernsehen und Kino gar in ihr Gegenteil. Nur die Muße aber führe zu einer Besinnung und damit zu der angestrebten Beruhigung und Sammlung der Kräfte. Hier sehe er eine der ernstesten Aufgaben des Elternhauses. Man überlege sich nur einmal, wie ein Kind „zu sich“ kommen solle, wenn es z. B. von Freitagabend bis Montagmorgen mit den Eltern unterwegs, also doch ganz „außer sich“ ist. Außerdem stelle sich hier sogleich die Frage, wie dem „Blauen Montag“ zu begegnen sei, der bei einem solchen Mißbrauch des freien Wochenendes kaum ausbleibe. Nun leuchte es aber allen Einsichtigen ein, daß die Schule nicht auch noch auf konzentriertes Arbeiten am Montag verzichten kann. Der Montag also sei zwar aufgabenfrei, aber nicht frei vom „Da-Sein“.



Abiturientia 1919

Die Schrecken der schriftlichen Klassenarbeiten, so fuhr der Schulleiter fort, seien ihm aus seiner eigenen Schulzeit nur allzu gut bekannt, und immer wieder habe er sich gefragt, wie die einer schriftlichen Klassenarbeit eigene nervöse Atmosphäre zu entspannen sei. Ganz gelinge das wohl nie. Zuweilen genüge aber schon eine kleine Aufmunterung oder ein freundliches Wort, um den Bann zu brechen. Der Schwierigkeitsgrad aller schriftlichen Klassenarbeiten entspreche selbstverständlich dem Niveau des mittleren Schülers. Einem Absinken des Niveaus müsse entschieden entgegengewirkt werden aus Gründen, die ein russischer Pädagoge unserer Tage wie folgt formuliert hat: „Wir Russen kennen nur eine Höflichkeit gegenüber den jungen Menschen, nämlich sie mit hohen Anforderungen für das Leben stark zu machen.“

Zu dem Punkt „Arbeitsmethode“ sagte Dr. Plate, es sei seltsam, daß es, obwohl die Zahl der eigentlich dummen Kinder verhältnismäßig gering sei, doch zu so vielen Ausfällen auf der höheren Schule komme. Es sei außerordentlich schwer, alle in einem Kinde schlummernden Anlagen und Talente durch angemessene Erziehungsmethoden zur Entfaltung zu bringen. Die Schule sei häufig genug Zeuge des Mißlingens und empfinde den gleichen Schmerz darüber wie der große Albert Schweitzer, der einmal gesagt habe: „Wenn man mit Kindern zu tun hat, ist man oft verzweifelt, was daraus wird.“ Für das Versagen in der Schule nun seien nicht selten falsche Arbeitsmethoden mitverantwortlich, die so leicht dazu führen, daß „ein großer Aufwand schmähdlich ward vertan“. Bei der Verschiedenheit der Menschen könne auch die Schule es leider nicht allen recht machen, obwohl sie sich redlich darum bemühe, und es seien glückliche Augenblicke für einen Schulmeister, wenn er plötzlich fühle, daß er ein Kind ‚richtig‘ angesprochen hat. Hier könnten wiederum die Eltern sehr viel für ihr Kind tun, setze doch das Herausfinden der angemessenen Arbeitsmethode die intime Kenntnis des Kindes voraus. Auch könnten die Eltern recht gut dem Jungen dazu verhelfen, sich selbst zu erkennen und so den rechten Weg zu finden. Jedenfalls sollten sie sich über die gottgewollte Verschiedenheit der Temperamente freuen und gegen alle Versuche der Gleichmacherei zur Wehr setzen. Selbst Trägheit erweise sich nicht selten als eine Gnade Gottes, und auch für solche Jungen lasse sich wohl ein Rezept finden. Übrigens dürften die Eltern schwer lernender Kinder sich damit trösten, daß das Gelernte bei solchen häufig zu einem festeren geistigen Besitz werde als bei den mühelos Lernenden.

Vor allem sollte man sich stets bewußt bleiben, daß die meisten Menschen ganz vegetativ handeln. Diese Erkenntnis müsse bei jeder Lehr- und Lernmethode berücksichtigt werden. So habe er z. B. erlebt, daß die Konjugation eines lat. Verbs in dem Augenblick kein Problem mehr war, als man sie vom Musikalischen her (Rhythmus, Klang) an das Kind heranbrachte. Man lausche doch nur einmal einer rhythmischen Folge wie „laudo — laudas — laudat“ oder genieße beispielsweise die Musikalität eines „laudabimini“.

Trotz aller äußeren Hilfen, so fuhr der Direktor fort, bleibe freilich das Lernen die „*conditio sine qua non*“ für alles geistige Wachstum. Auch das Kind empfinde schon etwas von der Lust geistiger Erkenntnis, mit der das Lernen gleichsam belohnt wird. Um diese Lust, die wiederum der natürlichste und stärkste

Antrieb zum Lernen sei, dürfe man das Kind nicht betrügen. Genau das geschehe aber mit den satissam bekannten Übersetzungen, wie sie sich vornehmlich im Lateinischen so großer Beliebtheit erfreuen. Auf der Oberstufe herrsche dann schließlich der Geist vor. Hier werde sehr konzentrierte Arbeit geleistet, die ihrem Wesen nach weniger ein Lernen als vielmehr ruhiges Besinnen und geistige Vertiefung sei und darum durchaus im Liegestuhl geleistet werden könne.

Entscheidend für alles Lernen aber sei die Aufmerksamkeit, an der es allerdings heute, wie gemeinhin bekannt ist, am meisten hapert und die zu fördern die Eltern sich ebenfalls ganz besonders angelegen sein lassen sollten.

Dann sprach Dr. Plate über den Deutschunterricht. Mit Sätzen wie: „Der Mensch wird Mensch durch seine Sprache“ — oder: „Ich bin das, was ich spreche“, machte er deutlich, welche entscheidende Rolle die Muttersprache für die Bildung eines Menschen spiele, zumal sich auch das geistige Wachstum vor allem in der Sprache zeige. Schon in der Bibel heiÙe es — freilich in einem anderen Zusammenhang: „Deine Sprache verrät Dich“, und es sei ganz unverständlich, daß trotz alledem selbst die gebildeten Schichten unseres Vaterlandes ihre Muttersprache so wenig ernst nähmen.

Den Deutschen Aufsatz bezeichnete der Direktor als ein ganz besonderes Sorgenkind der Schule. Einmal sei es sehr schwer für den Lehrer, zur rechten Stunde das rechte Thema zu finden, zum anderen gebe es mancherlei natürliche Hindernisse beim Schüler. Man denke etwa an Jungen, die von Haus aus Platt sprechen. Die Schule wende sich gegen die ‚gehobene‘ Feiertagssprache ebenso wie gegen die in Formeln und Schlagworten erstarrte Amtssprache und den Zeitschriftenjargon. „Wer die Muttersprache wirklich hat“, so sagte Dr. Plate, „kann sich so nicht ausdrücken.“ Die Muttersprache lasse sich allerdings nicht „einfach“ erlernen, sondern werde nur gewonnen, wenn man sein Leben ändere. Die Schule, so führte der Direktor aus, ist für die Werktagssprache, für die kraftvolle, unverfälschte Muttersprache, wie sie etwa Schiller aus dem Studium der Lutherbibel zuwuchs und wie sie das Plattdeutsche mit sicherem Gefühl bis heute bewahrt hat.

Schließlich empfahl Dr. Plate den Eltern einige „garantiert wirksame homöopathische Hausmittel zum Kurieren von Fehlern im Deutschen. Gegen Fehler in der Rechtschreibung: Man lerne jeden Tag zwei Sätze auswendig und schreibe sie nach etwa einer Stunde aus dem Gedächtnis nieder — aber nicht nur zwei Tage lang! Als Universalmittel zum besseren Deutsch empfahl er: Lesen, lesen, lesen . . . und Auswendiglernen. Dazu, so meinte er, könnten alle Eltern ihre Kinder wohl erziehen.

Zur Geduld mahnte der Direktor die Eltern und Lehrer der Jungen auf der Mittelstufe, die er wie folgt charakterisierte: „Mal tönen sie im Baß, mal quieken sie, und genau so sieht es bei ihnen auch im Geistigen aus.“ Die körperliche und geistige Entwicklung vom Kind zum Manne brauche einfach ihre Zeit und lasse sich nicht gewaltsam beschleunigen. Auf der Oberstufe beginne dann das eigentliche Denkenlernen. Man solle sich auch hier davor hüten, die Jungen zu überfordern. Es sei gut, sich immer wieder klarzumachen, daß alle Menschen denken, aber nur wenige richtig, daß hingegen alle Menschen fühlen und die meisten richtig. Diese Einsicht sei gerade für das Erlernen der Muttersprache von der größten Bedeutung. Mit dem ganz allgemeinen Grundsatz „Nulla dies sine linea“

beschloß Dr. Plate seine Betrachtungen zum Deutschunterricht und sagte zusammenfassend:

„Es darf also keine Freizeit geben, wohl aber Muße, das Sichbesinnen und Verweilen im Geistigen. Nur so entsteht die Freude: Das kann ich jetzt! Man muß die Dinge in aller Ruhe innerlich wirksam werden lassen, denn nur in der Stille kann sich der Geist entfalten. Man muß in den Jungen die Schicht zu treffen versuchen, wo die Freude darüber wohnt, daß es weitergeht, daß man geistig wächst. Und darüber sollten sich auch die Eltern freuen und sich nicht mit Noten allein zufrieden geben.“ Dazu bedürfe es aber der Geduld, denn mit dem Wachstum des Geistes stehe es ähnlich wie mit dem berühmten englischen Rasen, den man immer wieder schneiden und sprengen müsse, bis er endlich — nach etwa 200 Jahren — gediehen sei. In diesem Zusammenhang teilte der Direktor ein kleines Erlebnis aus der Zeit unmittelbar nach dem letzten Kriege mit. Während einer nächtlichen D-Zug-Fahrt fand er sich in einem Abteil einer Dame in silbergrauem Haar gegenüber, die zuweilen vor Ermüdung einnickte, zwischendurch aber immer wieder auffuhr und mit einem Rotstift eine Beethovenpartitur durcharbeitete. Es war die greise Pianistin E. Ily Ney, die noch auf dem Wege zur nächsten Stadt und zum nächsten Konzert in einem Zustand zwischen Schlaf und Wachen arbeitete und lernte. So schloß Oberstudiendirektor Dr. Plate mit dem Wort Robert Schumanns „Es ist des Lernens kein Ende“ seine Ansprache, die an lebendigen Beispielen ebenso reich war wie an gütigem Humor aus einer Weisheit des Herzens, wie sie wohl nur dem erfahrenen Alter eigen ist. Die Schulgemeinde dankte mit sehr herzlichem Beifall.

*

Die zweite Hälfte des Abends gehörte den heiteren Musen. Oberprimaner boten unter dem Motto „Beispiele zur Pflege der deutschen Sprache“ drei heitere Improvisationen auf der Szene. Dann hob zu vorgerückter Stunde ein frischfröhliches Singen und Musizieren an, ausgeführt vom Knabenchor der Schule, von einer Streichergruppe und kleinen und großen Solisten unter Leitung von Studienrat Dr. Allerup, der ein ebenso vielseitiges wie anspruchsvolles Programm zusammengestellt und liebevoll einstudiert hatte, das in erster Linie der Pflege der Hausmusik gewidmet war. Chor und Streicher begannen mit

„Alles war irdisch ist, muß endlich vergehn.
Musika bleibet in Ewigkeit bestehn“

in einem Satz aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Hermann Hamann (von der V c), der ‚Solist des Abends‘, spielte mit „Meisterschaft“ drei kleine Stücke von Haydn, Mozart und Beethoven. Die beiden Unterprimaner Steeg und Wilms (U I s) gaben eine schöne Interpretation der Variationssonate in G zu vier Händen von Mozart. Ganz besonderer Dank gebührt Herrn Dr. Allerup und dem Knabenchor für die ausgezeichnete Aufführung von Mendelssohns Duetten für Sopran und Alt (im Chorsatz): „Gruß“ (Eichendorff), „Ährenfeld (Hoffmann von Fallersleben) und „O sah ich auf der Heide dort“ (Burns) sowie für das trotz der späten Stunde mit heller Sangeslust vorgetragene Schlußlied „Mädel wasch Dich“, das einen so spontanen Beifall auslöste, daß sich die kleinen Sänger zu einem Dakapo entschließen mußten. Dafür brauchten sie am folgenden Tage erst zur dritten Stunde zum Unterricht zu kommen.

j - - -

Unsere Abiturienten 1959

Vom 2. bis 7. März 1959 fand unter dem Vorsitz von Oberstudiendirektor Dr. Plate unsere diesjährige Reifeprüfung statt. Alle 58 Prüflinge bestanden die Prüfung. Es sind:

Klasse Ol m (math.-naturw.)

Dietrich Barisch	Beamter
Dieter Böcker	Bau-Ingenieur
Hans-Jürgen Borchard	Bau-Ingenieur
Johannes Büker	Theologe
Peter Externest	Techniker
Horst Fehmer	Physiker
Hans-Joachim Freudiger	Arzt
Egbert Gerstmann	Offizier bei der Luftwaffe der BW
Arno Groll	Studium der Mathematik und Physik
Reinhard Herlitzius	Jurist
Wolf Hilke	Physiker
Bernd Horstmann	Verkehrs-Ingenieur
Ernst Kirchner	Dipl.-Ingenieur
Rudolf Neise	Volksschullehrer
Klaus Offermann	Jurist
Holger Petersson	Studium der Mathematik und Physik
Karl Prinz	Volksschullehrer
Norbert Röyer	Bau-Ingenieur
Gerd Rowold	Volksschullehrer
Hermann Schmeing	Physiker
Rudolf Schmidt	Dipl.-Dolmetscher
Harald Schulze	Studium der Pharmazie und Chemie
Udo Stelzer	Offizier bei der Bundeswehr
Hubert Tillkorn	Arzt
Claus Voigt	Bau-Ingenieur

Klasse Ol s a (neusprachl.)

Hubert Abeler	Kaufmann
Franz-Josef Abhauer	Volksschullehrer
Axel Bercht	Studium der Volkswirtschaft und Jura
Bernhard Drerup	Dipl.-Ingenieur
Volker Fröndhoff	Philologe
Georg Gahn	Arzt
Dirk Gradaus	Arzt
Dieter Hawerkamp	Studium der Staats- u. Rechtswissensch.
Manfred Höner	Ingenieur
Jürgen Hungerberg	Arzt
Manfred Immenkamp	Arzt
Winfried Kleine	Philologe
Jürgen Kranich	Philologe

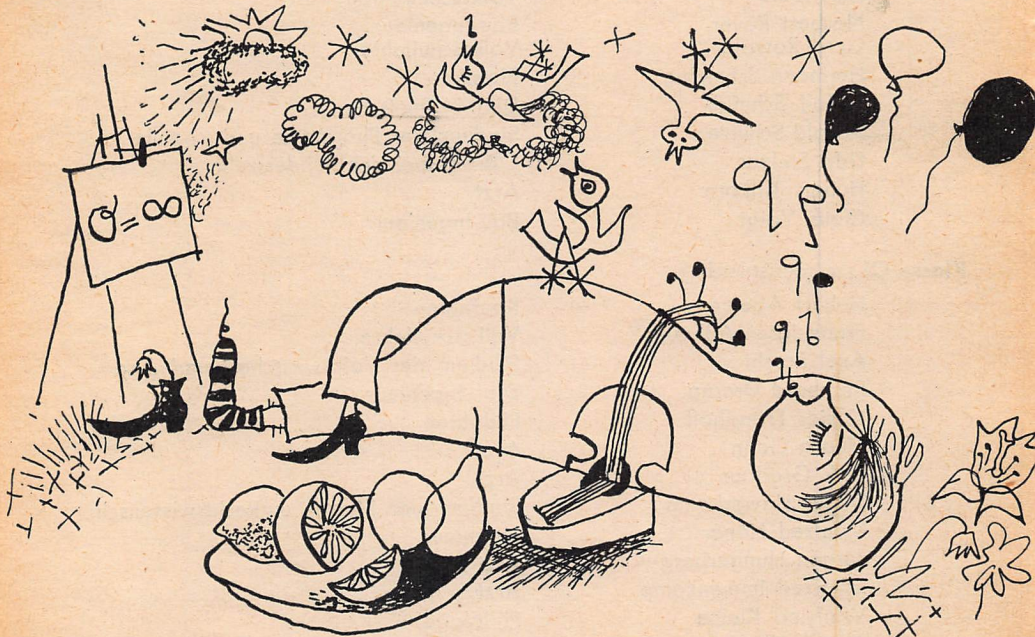
Hans-Reinhard Lehmpful
 Horst Michaelis
 Rolf Münch
 Ewald Oetter
 Dieter Pahlen
 Konrad Pöpsel
 Hans Reuter
 Karl-Fritz Steller
 Marcel Willemsen

Kunsterzieher
 Studium der Philosophie und Soziologie
 Studium der Germanistik
 Philologe
 Industriekaufmann
 Schiffsbau-Ingenieur
 Studium der Germanistik
 Offizier bei der Luftwaffe der BW
 Philologe

Klasse O l s b (neusprachl.)

Wlfrid Ast
 Wolfgang Blumenberg
 Dieter Duwenig
 Helmut Flöel
 Hans-Dieter Fremann
 Klaus-Dieter Gramatke
 Hans-Jürgen Heimpold
 Dieter Kersting
 Klaus Küper
 Wolf Michaelis
 Reiner Mölleck

Philologe
 Dipl.-Ingenieur
 Philologe
 Philologe
 Philologe
 Ingenieur
 Philologe
 Arzt
 Jura und Geschichte
 Arzt
 Dipl.-Physiker



Entlassungsfeier für die Abiturientia 1959

Herrlicher Tag! Ungetrübte Sonne. In der hohen Kastanie die ersten flügel-schlagenden Stare.

Das Trappeln feiner Schuhe auf den Fliesen des Flures. Neben dem Ehrenmal brennt auf ihrem schweren Ständer die dicke Kerze. Beide Türen der Aula weit geöffnet. Fast alle Menschen in festlichem Schwarz. Über den einrückenden Jungen flirrt die Erwartung. Wiedersehen mit vielen alten Bekannten.

Das feierliche Sich-Erheben zum Einzug. Die fröhlich-ernsten Gesichter der Abiturienten. Leichte Erregung im Spiel des kleinen Orchesters. Nachdenklich-bescheidene Dankesworte des scheidenden Schülers: „... und vielleicht gelingt es einem von uns auch einmal, einen Stern zu erhaschen...“ Verständige Würdigung der Schularbeit durch einen kundigen Vater. Ein neuer Cellist spielt im Schulorchester; der alte sitzt unter den Abiturienten. Nun die Rede des Direktors, in jedem Jahr erwarteter Höhepunkt. Und es gelingt wieder, denn diese Bilder bleiben: der Mann, der am Bette der jungen Frau, die ein Kind geboren hat, sagt: Nu sū tou, dat du et grout kris! — und die Weisung, das Leben an-sich-zu-nehmen, wie eine Mutter ihr Kind an sich nimmt. Alle Namen der Abiturienten klingen noch einmal auf aus dem Munde des Sextaners. Schönes, spannungsloses Nebeneinander von Anfang und Ende. Die Zeugnisse in den Händen der Großen, der goldene Osterhase in den Händen des Kleinen. Helle Knabenstimmen singen Abschiedslieder. Guter Klang der Hymne: „... blüh im Glanze dieses Glückes...“ Der große Beifall und der langsame Ausmarsch.

Letzte Gespräche auf dem Flur. Viel Händedrücken. Die Kerze am Ehrenmal flackert im Luftzug derer, die die Treppen nehmen.

Helles Sonnenlicht auf der Straße. Viele Motoren springen an. Die Schiebedächer sind offen. Herrlicher Tag!

Fr. Sch.

Die Schule — von allen Seiten betrachtet

I. (aus der Perspektive des Sextaners)

Ein Gymnasium hat den Vorteil, daß man für jedes Fach einen anderen Lehrer hat. Wenn nun eine Klasse einen sehr „giftigen“ Lehrer hat, ist das noch gerade zu ertragen. Wenn aber diese Klasse den Lehrer den ganzen Tag hätte, würden viele Schüler die Nerven verlieren.

Nicht sehr schön finde ich es, daß das Schwimmen für unsere Klasse in der 6. und 7. Stunde ist — man kommt dann viel zu spät zum Mittagessen.

Weiter finde ich es nicht schön, daß der Schulhof mit einem so rauen Material befestigt ist. Wenn man hinfällt, reibt man sich die Kniee und Hände wund.

Falls es in der Klasse einmal laut ist, sollte der Lehrer nicht die ganze Klasse bestrafen, sondern sich die herausuchen, die wirklich laut gewesen sind. Das erstere ist zwar viel bequemer, aber das andere dafür nach meiner Meinung gerechter.

II. (aus der Perspektive des Obertertianers)

Vor ein paar Tagen kam ich, wie schon oft, in letzter Minute zur Schule und stellte mein Rad schnell in meinen Ständer. Dabei dachte ich mir, daß die Ständerfrage im Vergleich zu früher doch gut gelöst ist. In der alten Schule mußte ich mir immer erst einen Platz suchen und verlor dadurch Zeit.

Auf dem Weg zum Zeichensaal scholl mir großer Lärm entgegen. Ich bedauerte sehr, daß der Zeichensaal keine schalldichten Wände hat. Denn meistens dauert es nicht lange, und der Herr Direktor steht in der Tür und führt bittere Klage über unser schlechtes Benehmen.

Der Mittelbau sieht zwar von außen nicht schön aus und paßt nicht zu den neueren Flügeln, aber er hat seine Vorzüge. Hat man nämlich einmal ein schlechtes Gewissen und will deswegen einem Lehrer ausweichen, findet sich hierfür gute Gelegenheit in den Ecken und Winkeln des Flurs.

Das Butterbrotspapier gehört zwar in den Papierkorb. Aber wenn niemand in der Nähe ist, wirft man es gern in die Gegend. Nach dem Auskippen werden nämlich die Körbe nie wieder richtig verteilt. Die Sextaner freuen sich dann ganz besonders darüber, daß sie das Papier aufheben dürfen.

Die Vorteile unserer Schule würden, nachdem das Ratsgymnasium ausgezogen ist, noch mehr ins Auge fallen, wenn diese kleinen Mängel verschwänden. Die Lehrer würden sich dann weniger ärgern, und uns könnte das nur recht sein.

III. (aus der Perspektive des Primaners)

Ich besuche seit zwei Jahren das Schlaun-Gymnasium. Wenn ich es nach einer solch kurzen Zeit wage, Kritik an der Schule zu üben, dann möchte ich alle herzlich bitten, mich deswegen nicht für einen Meckerer zu halten. Natürlich habe ich nicht die langjährige Erfahrung meiner Mitschüler, die von Sexta an die Schule besuchen; aber ich bin auch noch nicht dazu gekommen, mich an all das, was mir nicht gefällt, zu gewöhnen; außerdem kann ich, was ich „bei Schlauns“ erlebe, mit den Verhältnissen auf meiner alten Schule vergleichen.

Da fällt mir gleich die Schülermitverantwortung auf. Zweifellos ist sie rührend tätig. Es finden oft Sitzungen des Schülerparlamentes statt, und es gibt sogar eine Verfassung. Herausgesprungen ist bei den Beratungen auch schon etwas. Seit einigen Monaten werden Tanztees abgehalten, und die Mitverantwortung sitzt an der Kasse, wenn in der Aula Theater gespielt wird. Sicher ist das nicht alles, was diese Einrichtung leistet, aber ich weiß von ihr nicht mehr. Und das finde ich merkwürdig. Die Sitzungen sind geheim. Man kann sie weder als Zuhörer besuchen, noch ist bei den Klassenvertretern etwas von dem herauszukriegen, was besprochen wurde. Dabei besteht das Schülerparlament doch aus Schülern, die wir gewählt haben, und wir möchten deshalb auch gerne wissen, was in unserem Auftrag getan wird.

Auch an die Veranstaltungen unserer Schule denke ich. Sie sind, glaube ich, für die Schule dasselbe, was die großen Feste für die Familie sind, und ich finde es gut, daß es an unserer Schule so etwas wie Sportfeste, Sommerfeste, Handball-,

Fußball- und jetzt sogar Basketballturniere gibt, daß wir einen Schülerturnverein, einen Schachklub, die Bannermannschaft und den Schulchor haben. Aber darf ich, weil ich selbst gern musiziere und singe, zur Arbeit des Schulchores einmal einige Vorschläge machen? Wäre es nicht möglich, unseren Knabenchor jetzt, wo wir wieder allein sind, zu einem großen, gemischten Chor auszubauen, der dann vielleicht sogar regelmäßig, wie die Schriftleitung dieser Zeitung in Nr. 16 vorschlug, größere Chorwerke singen könnte? Ich weiß sicher, daß viele Schüler aus den oberen Klassen das sehr gerne hätten.

Ja, und was habe ich am meisten auf dem Herzen? Einmal etwas über das Verhältnis zwischen den Schülern der Oberstufe zu ihren Lehrern zu sagen. Uns ist so oft gesagt worden, daß wir mit unseren Lehrern zusammen auf das Abitur hinarbeiten. Dazu ist ein ganz persönliches Verhältnis zwischen ihnen und uns notwendig, und das besteht nach meinem Eindruck, leider noch nicht zur Genüge. Ich kann es einfach nicht hören, wenn es heißt: „Müller, gehen Sie zur Tafel!“ Dann komme ich mir vor wie auf dem Kasernenhof. Warum werden wir nicht mit unserem Vornamen aufgerufen (und alle, ob wir nun immer auf der Schule gewesen sind oder erst kurze Zeit)? Wenn das nicht geschieht, hat man das Gefühl, daß die Lehrer hoch über uns stehen, daß die Distance unüberwindlich ist. Nun sind aber unsere Lehrer sicher unsere Vorgesetzten, und wir müssen und können viel von ihnen lernen; aber sie stehen doch auch da als Vertreter unserer Eltern, die uns ja auch nicht bei unserem Familiennamen rufen.

Und noch etwas anderes ist mir nicht recht, dies nämlich: daß Lehrer und Schüler in den Schulgängen so oft aneinander vorbeilaufen und sich gegenseitig übersehen. Erst in der Klasse scheinen sie sich wieder zu kennen. Ich weiß jedenfalls nicht, ob ich meinen Lehrern, wenn sie mir im Gebäude begegnen, einen guten Morgen wünschen soll, denn ich bin nie sicher, ob das angenehm ist oder ob es stört. Ich wäre froh, wenn sich das ändern würde. Man könnte mit viel mehr Lust und Mut auf das Abitur hinarbeiten in der Gewißheit, daß man nicht Fremden, sondern Freunden gegenübersteht.

IV. (aus noch größerem Abstand)

Jedermann weiß heutzutage, was ein Star ist; denn jedermann weiß, wer ein Star ist. Soviel Englisch kann doch wohl jeder, daß er dabei nicht an einen Vogel denken muß. Von den Staren-Vögeln reden nur noch die Biologielehrer. Das Leben der Stars hingegen kennt jedes Kind.

In meiner Schulzeit freilich war das noch anders. Mein Direktor wußte z. B. noch nicht einmal, daß man bei einem Star in Geduld zu warten hat, bis er erscheint; und dennoch konnte er damals Direktor sein. Was der gute Mann jedoch in seiner Unkenntnis dieser Dinge angerichtet hat, das will ich berichten.

Zu Weihnachten wollte die Schule mit den Eltern eine Schulfestveranstaltung. Dabei sollte ein Weihnachtsspiel aufgeführt werden, in dessen Mittelpunkt ein längerer Wechselgesang der Heiligen Drei Könige stand. Obwohl ich erst vor kurzem von auswärts her in die Schule gekommen war, gab es für den Musiklehrer keinen Zweifel, daß ich dabei — ich war damals Quintaner und ein ge-

über Vorsänger — die Altstimme zu singen hätte. Schwieriger war es, für die beiden anderen Könige den geeigneten Tenor und den Sopran zu finden. Bei den Proben konnte auch ein Quintaner merken, daß die Stimmen der drei Könige nicht gleich geschult waren. Aber bei einer Schulfeier kommt es nicht auf Vollkommenheit an, und mir war es recht.

Der lang erwartete Abend war gekommen. Wir Chorknaben, als Engel verkleidet, sangen die Weihnachtsgeschichte. Nach einem feierlichen Zwischenspiel des Schulorchesters — wir „Könige“ zogen uns dabei schnell um — kam der Höhepunkt des Abends, der Aufzug der Heiligen Drei Könige. Als wir auf die Bühne zogen, leuchteten um uns die Kerzen der Chorknaben. Im Saal aber war es dunkel und tofenstill. Und nun sangen wir, von Instrumenten begleitet, zuerst gemeinsam, dann im Wechselgesang „unsere“ Geschichte. Als ich an der Reihe war, sang ich so versunken, daß ich alles um mich herum vergaß. Der ältere König mußte mich anstoßen, damit ich weiterzog. Dann aber spürte ich von Strophe zu Strophe, ich weiß nicht woher, daß die gesamte Schulgemeinde mehr und mehr auf meine Stimme lauschte. Als wir zu Ende waren, mußten wir den Schluß wiederholen, und mit großem Beifall, recht passend für ein Weihnachtsspiel, zogen wir ab. Mir aber hatte der Direktor dabei die Wangen gestreichelt und merkwürdig, obwohl ich dergleichen sonst nicht gern litt: diesmal hatte ich nichts dagegen.

Taumelnd und erregt kam ich im Garderobenzimmer an und begann mich umzuziehen. Da stürzte ein Primaner herein, um mich zu holen. Die Eltern wünschten mich noch einmal zu sehen: der Direktor habe bestimmt, ich sollte die Gewinnlose der Wohltätigkeitslotterie aussuchen. „Aber ich kann doch nicht mit halbem Staat erscheinen?“ — „Wirf den Mantel um und komm“, wurde mir entgegnet. — „Nein, sag dem Direktor, er möge etwas warten, ich wäre gleich fertig.“

Gesagt — getan. Doch es dauerte ein kleines Weilchen. Als ich dann stolz in die Aula gehe und eben auf die Bühne treten will, werde ich von einem älteren Schüler des Orchesters am Arm gegriffen und zurückgehalten. „Ja, aber, ich . . .“ — „Pst! Zurück, siehst Du denn nicht?“ —

Wahrhaftig! Das Herz krampfte sich mir zusammen. Da steht ein blonder Sextaner neben dem Direktor und schüttelt den Eimer mit den Losen. Ja, durfte er das denn? Das war doch meine Sache. Mich hatte man gerufen. Der war ja noch nicht einmal im Chor! Bestürzt und hilfesuchend zugleich schaute ich in den schrecklich hell erleuchteten Saal. Aber alle Blicke sind in freudiger Spannung auf den Sextaner gerichtet, niemand beachtet mich. Da entdecke ich mitten im Saal meine Mutter. Sie schaut zu mir und lächelt. Jetzt stößt sie meinen Vater an, der nickt mir zu. Tief atme ich auf und winke zurück. Dann aber schleiche ich auf Zehenspitzen zu den Bänken, wo der Chor sitzt, um mich dort einzuordnen, wo ich hingehöre.

Froh und müde zugleich folge ich dem Abschluß des Abends und spüre, daß aus mir etwas ganz anderes geworden wäre, wenn wir nicht so einen altmodischen Direktor gehabt hätten, der mir unversehens den „Star gestochen“ hatte. U. E.

Preisausschreiben

Mit Beginn des neuen Schuljahres nehmen wir in einem
schuleigenen Ruderboot
das Ruder-Training wieder auf.

Das Boot, ein A-Vierer, wird in wenigen Wochen geliefert und soll dann einen Namen bekommen.

Wir rufen hiermit alle interessierten Schüler unserer Schule auf, an der Namensgebung mitzuwirken, indem sie einen Vorschlag

bis zum 20. April 1959

bei Herrn Dr. Tuchmann abgeben.

Derjenige, dessen Vorschlag angenommen wird, erhält einen

Preis von 10.— DM.

Bei mehreren gleichlautenden Vorschlägen entscheidet die Schriftleitung durch Los, welcher der Einsender den Preis erhält.



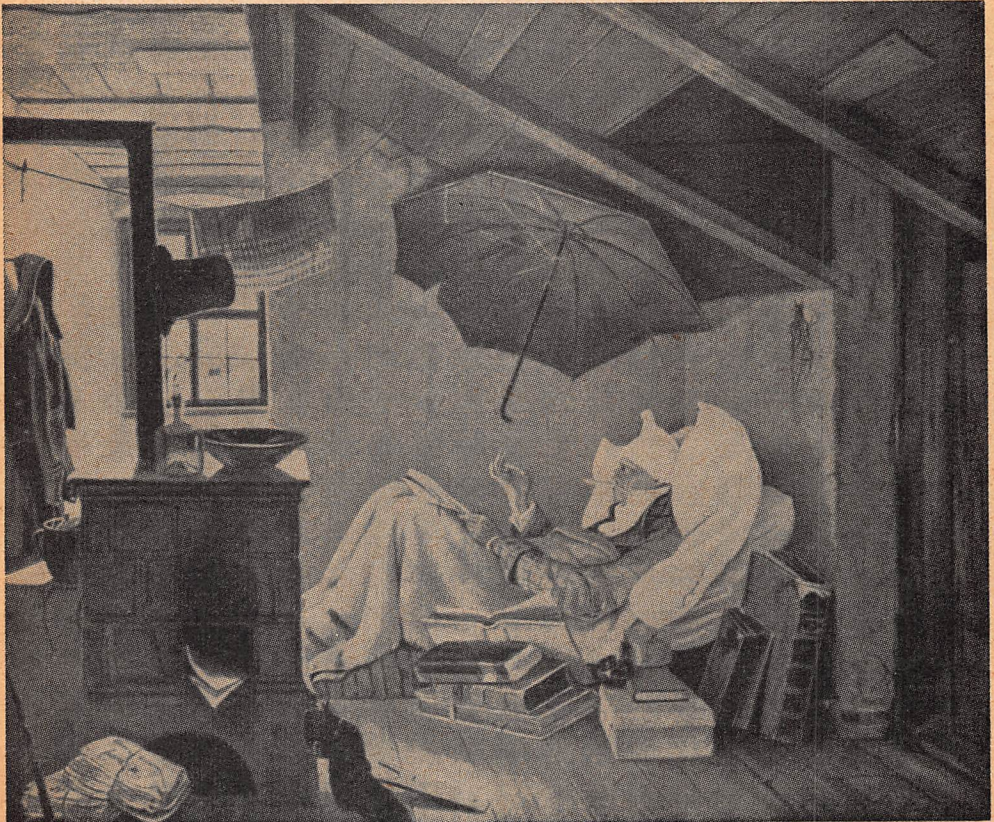
Sparkasse der Stadt Münster

Der arme Poet

Eine Bildbeschreibung

Der Raum, in den wir hineinsehen, macht einen äußerst nüchternen, ja ärmlichen Eindruck. Das Licht fällt durch ein Erkerfenster ein, trifft aber nicht das Lager des Dichters. Rechts sieht man eine aus rohem Holz gefertigte Tür. Decke und Fußboden sind aus klobigen Balken und Brettern gefügt. Sie laufen oben wie unten einförmig-gleichmäßig und ohne jede Verzierung durch den ganzen Raum auf den Eintretenden zu. Die Wände sind schlecht verputzt.

Das einzige Möbelstück in dem kahlen Raume ist ein großer Kachelofen, von dem man nur die unbeleuchtete Seite mit dem Feuerloch sieht. In dessen Schwärze liegen verkohlte Papiere. Ein Zylinderhut an dem schwarzen, grausam eckigen Ofenrohr und eine Schale nebst Flasche auf der Ofenplatte zeigen an, daß das Feuer nicht brennt. Der Raum wirkt dadurch noch kälter, als er an sich schon ist. Unordentlich liegen gebündelte Zeitungen, ein einzelner Stiefel, ein Stiefelknecht, steht ein Handstock auf dem Boden. An der linken Wand, hinter dem Kachelofen,



hängt ein alter Gehrock an einem Nagel. Wie eine Brücke verbindet ein aufgehängtes zerschlissenes Handtuch das Lager des Dichters mit der kahlen Wand. (Oder würde es treffender heißen: Ein zerschlissenes Handtuch verbindet diese nüchterne, harte Welt der Wirklichkeit mit der Welt des Dichters, gleichsam wie eine Brücke zwischen beiden?)

Der Dichter liegt in der nicht vom Lichte getroffenen rechten Ecke des Raumes auf einem einfachen Matratzenlager. Er hat seine Knie stark angezogen, so daß sie ihm als Lesepult dienen können. Das Licht umspielt ihn, ohne ihn zu berühren. Er liegt zufrieden, ja glücklich da. Große, weiche Kissen hat er sich unter den Kopf geschoben. Eine Decke wärmt ihn. Er trägt einen ansehnlichen Morgenrock, dazu eine Nachtmütze. Nahe bei ihm sehen wir mächtige Bücher aufgestapelt und aneinandergereiht, die ihn wie eine Mauer vor der Umwelt schützen. Ein fast leeres Tintenfaß steht griffbereit neben ihm auf einer Schachtel, dazu die für ihn wohl unvermeidliche Tabaksdose — sein einziger Luxus. Ein aufgespannter Regenschirm wölbt sich über dem Dichter. Er schützt ihn vor Nässe, die durch das gewiß undichte Dach eindringen und ihn stören könnte. Die Wölbung des Schirmes bildet mit der geschwungenen Form seiner Glieder und dem Bücheraufbau einen fast geschlossenen, schützenden Kreis.

Der Poet hält in der einen Hand sein eben vollendetes Werk und liest es sich vor, die Gänsefeder im Munde. Mit der anderen Hand prüft er den Rhythmus und das Metron, dessen Schema er sich in den Kalk der Wand eingeritzt hat. Er scheint zufrieden zu sein.

In der so unfreundlichen Umgebung liegt er unbeschwert und friedlich wie ein Kind da. Wie ich ihn so betrachte, muß ich an ein Gedicht von J. Weinheber denken, in welchem es heißt:

„Wir einsam, übersehn, verkannt,
Bauen uns aus Traum ein Heimatland
Und teilen jedem, der da will,
Vom gottnah seligen Gefühl . . .“

Dieser Dichter hat sie gefunden, diese andere Welt. Sie gehört ihm und er ihr. Er ist darin wie zuhause — ist in seinem Heimatland. D e t l e f K r a u t h (Ollisa)

Wie ich einmal einer alten Frau eine Freude gemacht habe

Oma Hohmann in unserm Hause war krank. Ich wollte gerade zum Spielen gehen, da fragte sie mich: „Hans-Georg, holst du mir wohl einen Liter Milch?“

„Ja, das mache ich.“

Sie gab mir 20 Pfennige zu viel mit und meinte: „Den Rest darfst du behalten.“

Das wollte ich nicht. Doch sie ließ sich nicht davon abbringen. So ging ich denn zum Milchmann. Auf dem Rückweg überlegte ich, wie ich Frau Hohmann das Geld zurückgeben könnte. Mir fiel nichts ein. Inzwischen war ich schon an ihre Türe ge-

kommen. Ich schellte an. Als sie aufgemacht hatte, gab ich ihr die Hand und die Flasche Milch. Und ehe sie wußte, was los war, war ich schon die Treppe hinuntergesaust. Jetzt erst merkte sie, daß ich ihr das übrige Geld in die Hand gedrückt hatte.

Ich kaufe jetzt jeden Tag für Frau Hohmann ein — ohne Botenlohn.

Hans-Georg Dense (Va)

Sextaner befassen sich mit der schwierigen Frage

Was sie tun würden, wenn sie Lehrer wären

I.

Es ist wohl schwer zu sagen, was ich tun würde, wenn ich Lehrer wäre. Ich habe zwar vor, Lehrer zu werden.

Wenn die Jungen garnichts lernen wollen und zu frech sind, lasse ich sie einfach sitzen und beschäftige mich mit denen, die wollen. Aber Ostern kommt ja das Entscheidende: Ich lasse sie nicht nur sitzen, sondern durch den Direktor und den Schulrat von der Schule hinunterschmeißen. Den Jungen, die nur manchmal ein bißchen Unfug machen, gebe ich eine Strafarbeit auf, wie sie sie verdient haben. Ich möchte sie nicht gerne hauen, denn das wäre mir viel zu anstrengend und nähme mir viel zu viel Zeit in Anspruch. Strafarbeiten aufzugeben ist ja viel leichter.

Die Strafarbeiten sammle ich vor der Stunde ein, und wenn einer seine Strafarbeit ins Arbeitsheft geschrieben hat, so muß er sie auf einem Zettel noch einmal sauber schreiben.

Am schönsten ist es aber wohl, wenn alle artig sind. Andre Kauth (VI a)

II.

Ich würde das etwas anders machen. Ich würde den Jungen meiner Klasse z. B. einmal richtig erzählen, daß es viel schöner ist, wenn alle ruhig sind. Denn dann könnte ich viel besser unterrichten, der Unterricht würde mehr Spaß machen, und keiner würde mehr stören. Mit Strafarbeiten würde ich nicht so kleinlich sein, denn der Lehrer sollte sich überlegen, daß er ja auch einmal Junge gewesen ist. Dann ginge alles viel besser, meine ich.

Ofters würde ich ein spannendes Buch aus der Schülerbücherei nehmen. Aus diesem würde ich am Ende der Stunde vorlesen. Wenn dann einer geschwätzt hätte, müßte er sich während dieser Zeit auf den Flur stellen. Dann würde sich alles zusammenreißen, und keiner würde mehr schwätzen.

Strafarbeiten würde ich überhaupt nicht aufgeben, sondern den Unartigen würde ich eine Ohrfeige geben. Eine Ohrfeige tut nur für eine kurze Zeit weh. Aber eine Strafarbeit kann einem den ganzen Tag verderben. Wenn schönes Wetter ist, hockt man dann den ganzen Tag in der Stube, was sehr ungesund sein kann. Höchstens würde ich einem schlechten Rechner Rechenaufgaben aufgeben und einem, der nicht gut rechtschreiben kann, etwas zu schreiben. Dann würden sie daraus lernen, und die Strafarbeit hätte Sinn.

Norbert Frie (VI a)

Aus dem Biologie-Unterricht

Kennt ihr die Sumpfmeise oder den Kleiber? Wißt ihr, wie ein Grünfink oder ein Baumläufer aussieht? Wenn nicht, dann gebe ich euch einen Tip:

Diese Vögel sind tägliche Gäste unserer Schule. Genauer gesagt sind diese Vögel zu Gast bei der Sexta b. Doch ich will nichts voreilig verraten. Zwei Sextaner wollen es euch selbst erzählen.

I.

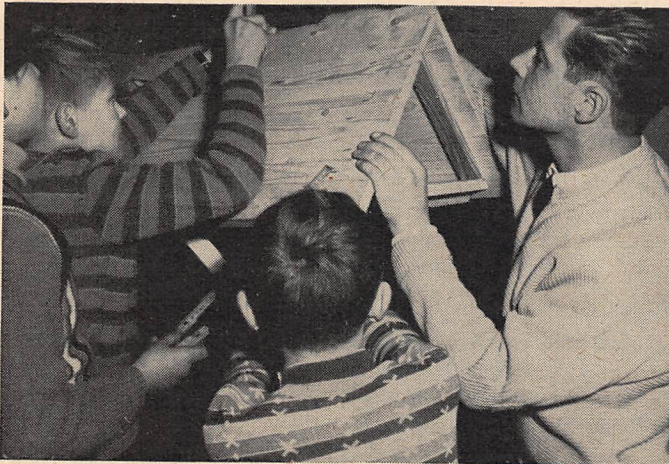
Es war ein strenger Winter. Die Vögel litten große Not. Der Schnee lag sehr hoch. Da kamen wir auf die Idee, den Vögeln eine Freude zu machen, und bauten ein Futterhaus.

Unser Biologielehrer brachte drei große Bretter mit. Wir gingen damit in den Werkraum und bauen daraus ein Vogelhaus.

Nun mußten wir überlegen, wo wir es wohl aufstellen könnten. Wir wußten es bald: gegenüber vom Zoo haben wir es unter einem dicken Baum am Philosophenweg aufgestellt. Dort steht es geschützt.

Täglich geht einer von unserer Klasse hin und füttert Kohlmeisen, Blaumeisen, Sumpfmeisen, Kleiber, Grünfinken und Drosseln. Es ist schön, ihrem Treiben zuzusehen. Spatzen sind natürlich auch da. Wo wären die nicht, wenn es was zu fressen gibt! Aber das macht nichts.

Wie possierlich es dann an der Aa aussieht! Die Teichhühner kommen bis unter das Vogelhaus und fressen die hinuntergefallenen Körner. Kl. Schu h m a c h e r



Es ist gar nicht so einfach, den Nagel nicht krumm zu schlagen

II.

Der Winter kam mit Eis und Frost.
Da überlegte sich Herr Post,
Mit uns ein Futterhaus zu baun
Und dort den Vögeln zuzuschaun.
Als das Futterhaus fertig war,
Stellten wir es auf an der Aa.
Jeden Tag muß jemand zum Füttern gehn.
Da kann er viele Vögel sehn.
Nun haben wir einen neuen Plan.
Damit fängt die ganze Klasse an:
Wir bauen Nistkästen für die Meisen —
Denn am Futterhaus können die Vögel nur speisen.

Rudi Steingrube

Ich warte auf den Obus

Es ist noch früh am Morgen, fast noch dunkel. Das fahle Licht der ersten Dämmerung breitet sich schwach am Himmel aus und genügt gerade, die schweren Wolken erkennen zu lassen, die grauschwarz über der Stadt hängen. Ich stehe an der Bushaltestelle. Außer mir wartet niemand.

Kalt und in heftigen Stößen fegt der Wind um die Ecke und treibt mir Sprühregen ins Gesicht. Ich drehe mich um und schlage den Mantelkragen hoch. Ein ungemütliches Wetter! Ich suche Schutz in einem Ladeneingang.

Die Lampe über der Straße schaukelt hin und her. In ihrem trüben Licht schimmert das nasse Kopfsteinpflaster matt auf. Ein Auto fährt vorbei. Einen Augenblick sehe ich die stumpfe Spur seiner Reifen, dann hat sie der Regen weggewaschen. Mich fröstelt.

Die schaukelnde Lampe läßt in schnellem Takt die schwarzen Pfützen aufblitzen, die auf dem Gehweg stehen. Ein Mann kommt heran, steigt vorsichtig über die dunklen Lachen hinweg und stellt sich zu mir in den Eingang. Ihm scheint das Wetter ebenfalls nicht zu behagen. Seine blaue Schirmmütze hat er weit ins Gesicht gezogen. Seine Hände stecken tief in den Manteltaschen.

Der Bus müßte bald kommen. Noch zwei Männer und eine alte Frau finden sich ein und tauschen kurze Bemerkungen über das Wetter aus. Ich kenne sie nicht, aber ihre Gegenwart läßt die trübe und etwas gespenstische Stimmung, die ich anfangs empfunden habe, schwinden.

Da höre ich ein helles Surren, das rasch lauter wird. Der Obus! Und schon schwenken seine Scheinwerfer um die Ecke.

Ernst Brors (Ollsa)



Rudolf Hilgemann (Vb)

An die Schlaun-Schüler-Gewerkschaft

Als „Gewerkschaftsboß“ möchte ich zum Schluß des Arbeitsjahres 1958/59 einige Worte an euch richten. Ihr wundert euch über eure Rolle? Nun, ich habe mich auch gewundert, als man mich neulich mit „Gewerkschaftsboß“ anredete. Natürlich habe ich über diese neuartige Bezeichnung nachgedacht und mich gefragt, was der Schöpfer dieses Titels sich dabei wohl gedacht hatte. Er wollte mich wahrscheinlich hänseln, hatte aber nicht bedacht, daß eine Gewerkschaft eine Vereinigung von Arbeitnehmern (= Schülern) ist, deren Interessen der Gewerkschaftsführer (ehrlich gesagt: „Boß“ klingt mir zu aggressiv) gegenüber den Arbeitgebern (= Lehrern) vertritt. Freuen muß sich also ein Schulsprecher, der eine wahre Schülergemeinschaft hinter sich hat. Der erwähnte Herr hatte unsere Schülerschaft unbewußt als eine Interessengemeinschaft bezeichnet, die auf Klassenebene etwa über einen Vorschlag berät und ihn dann dem Schulsprecher als ihrem Vertreter vorträgt. Der Herr hatte dies unbewußt getan, folglich war kein Lob dabei.

Und nun, liebe Kameraden, zweierlei. Zunächst sind unter uns noch zu viele Gleichgültige, denen nicht klar ist, daß sie durch mangelnden Einsatz das Werden der Schulgemeinschaft hemmen. Ist es etwa gleichgültig, langweilig, vergeudete Zeit, wenn unsere Fußballgruppe Spiele gegen andere Schulen austrägt? Wenn die Handballgruppe mit zwei Mannschaften an den Stadtmeisterschaften teilnimmt? Wenn die Basketballer unter den letzten acht Mannschaften Westfalens in Dortmund spielen? Wenn die Schachgruppe eine Schulmeisterschaft austrägt? Ich glaube nicht, daß alle Schüler von dem Bestehen einer Zeichnergruppe, einer Bastlergruppe, einer Tischtennisgruppe an unserer Schule wissen. Ist es bei solcher Vielseitigkeit nicht geradezu schwierig, sich ein eintöniges Schulleben zu bereiten?

Dann: Um eine Sache kommen wir nicht herum — unsere Arbeitsgruppen brauchen Geld. Es gibt bestimmt einige Leser, die fragen: wozu? Als nicht gerade Weitsichtiger kann ich es Kurzsichtigen ja sagen: Es gibt Fahrtkosten und es gibt Beschaffungskosten, die wir selbst tragen müssen. Wie steht ihr da zu meinem Vorschlag, daß jeder von uns Schülern zu Anfang des neuen Schuljahres mit 1,— DM beiträgt, diese Schwierigkeit aus der Welt zu schaffen?

Ferner: Theoretisch gibt es in jeder Klasse einen Verantwortlichen für die Schulzeitung. Praktisch ist es ziemlich still um ihn — bis zu dem Tage, an dem die neue Nummer der Schulzeitung erscheint. Dabei gibt es Themen genug. Warum in die Ferne schweifen? — Daß die Sache nicht gegen die Lehrer, sondern mit den Lehrern geht, ist selbstverständlich.

Laßt uns also versuchen, alle Anzeichen eines „müden Haufens“ zu beseitigen, damit nicht nur ein Lehrer im Unterbewußtsein von uns als einer Gewerkschaft spricht. Kameraden, die nur im Hochsommer einen Vorschlag machen (den stereotypen Vorschlag, „hitzefrei“ zu erbitten), wie diejenigen, die erst nach Erscheinen der Schulzeitung ihr Talent als Kritiker offenbaren, ziehen am falschen Ende.

Euer Schulsprecher

Mein Hobby

Mein Hobby ist das Mikroskopieren. Ich habe mir vor vier Jahren ein kleines Mikroskop gebastelt, mit dem ich die Objekte ungefähr 125mal vergrößern konnte. Es machte mir viel Freude, befriedigte mich aber auf die Dauer nicht, da die Linsen fehlerhaft waren und so das Bild nie ganz scharf wurde. Zu meiner Konfirmation bekam ich nun von meinem Onkel ein besseres Mikroskop geschenkt, das die Objekte 450mal vergrößert.

Es besteht aus einem u-förmigen Fuß, dem Tubus und dem Objektstisch. Unter diesem befindet sich ein Linsensystem, durch das die Lichtstrahlen, die vom Spiegel auf das Objekt geworfen werden, auf einem Punkt vereinigt werden können. Vom Objekt werden die Strahlen durch das Objekt geleitet und gelangen durch ein längeres Rohr, den Tubus, zum Okular.

Wenn ich mit dem Mikroskop arbeite, so stelle ich es ziemlich nahe an das Fenster, aber nie unmittelbar in den Lichteinfall. Daneben stelle ich den Kasten mit den Objektträgern und einen anderen mit den Deckgläsern. Die Objektträger sind rechteckige Gläschen, die etwa 6 cm lang, 2 cm breit und 1 mm dick sind. Die Deckgläschen sind so groß wie mein Daumennagel und haben meist quadratische oder wenigstens rechteckige Form. Sie sind so dick wie starkes Papier. Neben diesen beiden Kästchen steht ein drittes, das eine Pinzette, zwei Präpariernadeln, eine Rasierklinge und ein kleines Messer enthält. Außerdem besitze ich noch zwei kleine Flaschen mit roter und blauer Farbe.

Einige Tage zuvor mache ich mir einen Strohaufguß. Von ihm lege ich einen Tropfen auf einen der Objektträger und schiebe ein Deckgläschen darüber. Mit zwei Klammern wird das Präparat am Objektstisch festgehalten. Mit einem Zahnrad drehe ich den Tubus mit dem Objektiv so tief, daß das Objekt fast das Deckgläschen berührt. Dann stelle ich den Spiegel so, daß das Präparat vollständig ausgeleuchtet ist. Nun setze ich das Okular auf den Tubus und sehe mit dem rechten Auge hindurch.

Zuerst erblicke ich einige verschwommene Schatten, die sich hin und her bewegen. Ich drehe den Tubus solange, bis ich auf einmal eine Menge kleiner, durchsichtiger Tiere sehe, die überall herumflitzen. Im Innern der Tiere erblicke ich Punkte und Striche, die man aber meistens nicht gut erkennen kann, da die Tiere sich immerfort bewegen.

Ich lege auch Blattdurchschnitte unter das Mikroskop und untersuche ihre Zellen. Das alles macht mir viel Freude und erregt meine Bewunderung über diese großartige Welt im Kleinen.

J. B ü n i n g (Ollm)

Ein Pfingstmorgen

Wieder war eine Stunde vergangen, und die Uhr mahnte mich, endlich einzuschlafen. Irgendeine innere Unruhe hielt mich wach. Ich bemühte mich eine weitere Viertelstunde, Schlaf zu finden. Als ich aber, anstatt schläfrig zu werden, wach und wacher wurde, sprang ich kurz entschlossen aus dem Bett und begann, mich in aller Ruhe anzukleiden. Am Himmel zeigte sich eine trübe Färbung, die auf den nahenden Tag schließen ließ. Meine Schuhe in der Hand, schlich ich mich aus dem Schlafzimmer zum Hundehaus. Dort war „Anka“, ein Langhaardackel, untergebracht. Sie hatte mich schon gehört und stand leise winselnd vor der Tür. Ich zog meine Schuhe an. Leise schlichen wir uns davon. Draußen lag ein weißer Morgennebel. Es war noch nicht viel zu sehen, aber von Minute zu Minute wurde es heller, und der Dunstschleier lichtete sich. Nur in den Bodensenkungen blieb ein weißlicher Vorhang zurück.

Da bedauerte ich es nicht mehr, nicht eingeschlafen zu sein. Ein leises Ziehen des Hundes erinnerte mich daran, schneller weiterzugehen, immer dem schmalen, ausgetretenen Pfad nach, der zu den hohen Fichtenwäldern führt, die das Eggegebirge trägt. Ernst und dunkel nahmen sie sich aus in der klaren, stillen Morgenluft, die noch von keinem Laut durchdrungen war als dem Scharren des Hundes und dem Geräusch meiner Schritte. Von hier aus hieß es vorsichtiger gehen; denn hier begann das Reich der Rehe und des Rotwildes, die im Eggegebirge noch verhältnismäßig zahlreich anzutreffen sind. Der Hund zitterte vor Aufregung und zog wild an der Leine, so daß ich einen schnelleren Gang anschlagen mußte.

Lange schlichen wir so durch den Wald, bis zwischen den Bäumen der nunmehr schon helle Tag hindurchzuschimmern begann. Nun mußten wir noch leiser auftreten, und ich machte den Hund los, damit er weniger Geräusch verursachte. Doch als wir an den Waldesrand kamen, war weit und breit keine Spur auch nur eines Hasen zu sehen. Nun bewegten wir uns stets mit dem Waldrand auf einer Höhe, so daß wir immer den freien Gebirgsrücken vor Augen hatten, von dort aber nicht ohne weiteres gesehen werden konnten.

Plötzlich schoß der Hund auf die ersten Bäumchen einer Fichtenschonung los und verschwand mit Gekläff unter dem tiefhängenden Gezweig. Dort mußte er wohl ein Schmalreh aufgestöbert haben; denn ich hörte ein kurzes, helles Schrecken, dann sah ich ein paar Stämmchen schwanken. Alle Disziplin außer acht lassend, stürzte der Hund mit Gebell dem fliehenden Reh nach und zerriß so die Stille dieser Morgenstunde. Nach einiger Zeit kam er mit hängender Zunge nachgelaufen.

Währenddessen war ich auf einen Hochsitz gestiegen; der Hund wartete unten geduldig. Aber auch von dort oben aus war nichts zu entdecken. Schon kletterte ich wieder abwärts, da bemerkte ich, auf der Leiter stehend, wie sich etwa 50 m vom Hochsitz entfernt eine Hirschkuh aus der Schonung schob. Vorsichtig sichernd und immer wieder windend trat sie im Stehschritt auf die Lichtung. Plötzlich vernahm ich ein kurzes Fiepen und sah ein kleines, gesprenkeltes Hirschkalb, das aus den Fichten kam. Aber nicht vorsichtig, wie die Alte windend, sondern springend hüpfte es hervor, wie ein kleiner Ziegenbock sich immer wieder mit allen vier Bei-

nen abstoßend, sprang in die Luft und schien sich über den Tag ausgelassen zu freuen.

Lange sah ich ihnen so zu. Ich konnte nicht genug bekommen von der Lebensfreude, die aus dem munteren Tun des Kleinen sprach, wurde aber plötzlich in meinen Betrachtungen gestört. Scheinbar bekam die Alte plötzlich Witterung von mir, stutzte und verschwand mit dem Kalb zwischen den Fichten.

Nach einigen Minuten hörte ich sie noch einmal schrecken, und leise schlich ich mich davon, um den Zauber, der über dieser Morgenstunde lag, nicht zu zerreißen. — Dies war wohl der schönste Pfingstmorgen, den ich je erlebt hatte.

Klein (Ullsa)



nichtstun! reinste aller taten!
rechten lebens reichste frucht!
reif und rund und wohlgeraten!
ohne trauer! ohne flucht!

peter gan

Elster und Katze

I.

Eine Elster und eine Katze saßen in einem Baum. Plötzlich fing die Elster an zu reden. Sie sagte: „Alte Katze, jeden Tag liegst du am Ofen und schläfst. Ich aber fliege in der weiten Welt herum.“

Die Katze entgegnete ihr: „Du bist ein Dieb. Du stiehlest ja den Menschen ihren Schmuck. Ich aber bin ein nützliches Tier. Ich fange den Bauern die Mäuse und Ratten weg. Daher sind die Menschen gut zu mir.“

Darüber geriet die Elster in großen Zorn und wollte der Katze die Augen aushacken. Doch da hörte an einen lauten Schuß. Ein Jägersmann hatte die Elster abgeschossen. Die Katze aber zog lachend ihren Schwanz ein und verschwand.

Hans Kleinhölder (VI.b)

II.

Eine Katze lag schnurrend auf der Fensterbank und blinzelte träge in die Sonne. Die Hausfrau hatte gerade die Fenster geputzt. Damit ihr Ring nicht naß würde, hatte sie ihn neben die Katze auf das Fensterbrett gelegt und gesagt: „Paß gut auf den Ring auf, Kasimir! Ich darf ihn nicht verlieren.“

Da Kasimir sehr müde war, schlief er ein und merkte nicht, daß eine diebische Elster auf dem Baum vor dem Fenster auf diesen Augenblick gewartet hatte. Plötzlich fuhr Kasimir hoch und sah, wie die freche Elster schon auf den blitzenden Ring zuschoß.

Kasimir legte seine Pfote schützend über den Ring.

„Gib den Ring her! schrie die Elster. Kasimir aber ließ die Pfote nicht von dem Ring.

In diesem Augenblick erfaßte die Hausfrau, die hinter dem Vorhang gestanden hatte, die Elster, riß ihr den Ring aus dem Schnabel und schleuderte den Dieb aus dem Fenster. Ihren Kasimir aber streichelte sie.

Michael Lühn (VI.b)

Winterabend auf Bahnsteig 2 des Hauptbahnhofes

Der Bahnsteig ist feucht vom Nebel, der sich langsam auf die Erde senkt. Der Himmel ist stochdunkel. Ab und zu zieht ein Windstoß durch den leeren Bahnhof. Die Glühbirnen unter dem Dach des Bahnsteigs schaukeln gleichmäßig. Der Schatten einiger Gegenstände verlängert und verkürzt sich. Ein Schauer überfällt meinen Rücken. Gemächlichen Schrittes gehe ich bis zum Ende des Bahnsteiges. Die Lampen an den Masten werfen trübes Licht auf die silbern glänzenden Schienen.

Ein junger Mann steigt die Treppen herauf. Auf der Plattform sieht er sich hastig um. Sicher will er nachsehen, ob sein Zug schon weg ist. Dann schaut er auf die Uhr. Für den ersten Augenblick ist er beruhigt und holt tief Luft. Er hat noch Zeit. Er schlägt seinen Mantelkragen hoch, um sich vor dem Wind zu schützen. Danach reibt er sich die Hände, tritt von einem Bein auf das andere und flötet leise vor sich hin. Es sieht so aus, als ob er sich warm machen will. Ich glaube aber, daß Unruhe dahinter steckt.

Jäh werde ich aus meinen Beobachtungen herausgerissen. Das Rattern eines gelben Wagens durchbricht die Stille. Mit ungleichmäßigem Klappern nähert er sich. Mühsam schiebt ein Postarbeiter den vollbeladenen Wagen an uns vorbei. Hin und her schwanken die hoch aufgestapelten Pakete und Päckchen.

Unser Zug muß bald kommen. Ich schaue in die Richtung, aus der er kommen muß. Nachdem der Uhrzeiger ein Stückchen vorgekrochen ist, tauchen die Lichter einer Lok im Nebel auf. In der letzten Kurve schwenken sie herum und rasen geradewegs auf uns zu. Einige Minuten später sitze ich in einem warmen Abteil.

Ulrich Vieth (OIII sa)

Weihnachten in Tschierschen

Tschierschen liegt in der Schweiz, in der Nähe von Chur. Die Häuser stehen zusammengedrängt auf einem kleinen Hügel. Dieser lehnt sich an eine Bergwand an. Alle Wohnhäuser sind aus Holz gebaut und sind meistens zweistöckig. Zwischen ihnen sieht man das Postamt, eine Gastwirtschaft und — die Kirche.

Wir hatten uns die obere Etage eines der Holzhäuschen gemietet. Es hatte ein Wohnzimmer, eine Küche, ein Bad und zwei Schlafzimmer. Die Räume wurden von einem eisernen Ofen geheizt, der im Flur stand.

Einfach, aber wunderschön: das war unser erster Eindruck von Tschierschen. Der Wald, welcher sich den Berghang hinaufzog, bestand aus Lärchen, Fichten und Kiefern. Graue, grüne oder braune Flechten hingen wie Bärte von ihren Ästen und Zweigen. Zwischen den Stämmen glitzerte der Schnee.

Das schönste Skigebiet, das ich bis dahin gesehen hatte, war das von Tschierschen. Wir stiegen täglich wohl fünfmal den Hang hinauf und hatten dann eine wohl zwei Kilometer lange Abfahrt zum Dorfe.

Da schönste aber, was ich in Tschierschen erlebte, war das Weihnachtsfest. Als es dämmerte, gingen alle Einheimischen und alle Gäste in die kleine Dorfkirche. Was mich dabei so tief beeindruckt hat, wüßte ich kaum zu sagen. Ich könnte es auch kaum in Worten wiedergeben. Ich weiß nur, daß es tiefe Nacht war, als wir die Kirche verließen, und daß ich nie wieder ein Weihnachtsfest als so schön empfunden habe wie dies.

J. Büning (OIII m)

Prügelknabe ?

Drei Tage im Schuljahr sind die Gemüter erregt. Das sind die Tage nach der Klassensprecherwahl: „Er“ hat wieder seine Hand im Spiel gehabt. „Er“ hat die Kandidaten ausgesucht. „Er“ hat sich sogar über den Willen der Klasse hinweggesetzt und „sein“ zahmes Lämmchen durchgebracht. — Der arme „Würdenträger“ selbst hört in der Klasse schmeichelhafte Worte. Er weiß drei Tage lang nicht, wie er sich bewegen soll. Dann ist alles wieder beim alten.

Im Verlauf des Schuljahres wird der Sprecher noch zwei- oder dreimal eine Pausenlänge bearbeitet und anschließend vorgeschickt, eine Freistunde oder einen aufgabenfreien Nachmittag herauszuschinden. Er darf bei jeder Gelegenheit Geld einsammeln, er ist es immer gewesen; er wird bereits ausgelacht, bevor er überhaupt seinen Mund aufgemacht hat.

Das ist ein trübes Bild — und außer denen, die gern ein bißchen aus dem Hintergrund hetzen und sich so billigen Ruhm bei dummen Lachern holen wollen, bedauert das jeder. Was ist da zu tun?

Erstens muß man von der neuen Satzung unserer Schülermitverantwortung etwas mehr kennen als die beiden Sätze: „Die Wahl (des Klassensprechers) ist geheim“ — und: „Der Klassenlehrer nimmt auf den Wahlausgang keinen Einfluß.“ Viel Zündstoff wäre beseitigt, wenn auch einige der anderen Regeln beachtet würden:

Der Klassensprecher verfehlt seine Aufgabe, „wenn er in ständiger Opposition zum Lehrer steht.“

Der Klassensprecher soll „die Rechte und Wünsche seiner Klasse . . . klug und taktvoll vertreten.“

„Zum Klassensprecher kann nur gewählt werden, wer mindestens seit einem Jahr der Klassengemeinschaft angehört.“

„Der Klassensprecher soll befriedigende Leistungen aufweisen.“

„Der Klassensprecher bedarf der Bestätigung durch den Klassenlehrer.“

„Mißbraucht der Klassensprecher das Vertrauen, so kann ihm das Amt genommen werden.“

Wer bei der Wahl diese Forderungen berücksichtigt, kann schon so etwas wie Qual verspüren, und vielleicht tut es ihm leid, daß er nicht schon vor Ostern mit einem Kameraden darüber nachgedacht hat. Ihm dürfte es erst in zweiter Linie wichtig sein, ob zehn oder dreizehn Minuten der Mathematikstunde für die Wahl geopfert werden müssen.

Aber hören wir weiter die Satzung:

Der Klassensprecher „hat vor Klassenveranstaltungen (Wandertag, Klassenfahrt) die Klasse nach ihren Wünschen und Vorschlägen zu fragen und diese dem Klassenlehrer vorzutragen.“

„Er hat die Tagesordnungen und Beschlüsse der Sitzungen des Schüler- und Oberrates seinen Klassenkameraden mitzuteilen, sie mit ihnen zu besprechen bzw. sie zu erläutern.“

Da haben wir's! Diese Satzung ist völlig unmodern! Denn sie verlangt zweitens, daß man zuweilen schweigen soll — weil der Klassensprecher spricht. Man soll offenbar auch die Hand heben, wenn man zu reden wünscht; vielleicht sogar deswegen weiter schweigen, weil der Sprecher einem anderen das Wort erteilt. Man soll schweigen, wenn einer etwas Dummes sagt oder gar etwas, was einem nicht gefällt.

Wer weiß einen anderen Weg, die Meinung der Mehrheit herauszufinden, Dummheiten oder Einseitigkeiten zu vermeiden?

Eine unserer diesjährigen Abiturklassen hat sich vor zwei Jahren mühevoll und anfangs unter bitteren Enttäuschungen auf diesen Weg gemacht, und über das Ergebnis spricht sie heute noch: Über die Berlinfahrt, die sie ganz allein geplant und bis in die Programme der einzelnen Tage hinein vorbereitet hat. Die Lehrer haben nur unterschrieben und die Aufsicht geführt.

Leicht wird es der Klassensprecher nie haben. Er hat ja ein richtiges Amt zu verwalten. Auch der beste Sprecher ist ganz von seinen Klassenkameraden abhängig. Er ist das, was die Klasse aus ihm macht.

Vor allem im Anfang wird es viel Verdruß geben. Aber warum gleich den Mut verlieren? Das ist doch bei allen Sachen so. Und vielleicht darf dann manchmal ein Lehrer helfen. Das ist ihm lieber, als wenn er seine Hand im Spiele haben muß, um Übleres zu verhüten.

d . . .

„Wie ich mich einmal für Blätter interessierte“

In der letzten Nummer unserer Schulzeitung standen zwei nette Aufsätze
über die Blätter.

Ihr werdet euch erinnern. Böse Zungen behaupten nun, das seien Strafarbeiten gewesen. Das kann nicht sein; denn Strafarbeiten gibt es nicht, und es kann doch nicht sein, was nicht sein darf. Das wußte schon K o r f f bei Christian M o r g e n - s t e r n :

Und er kommt zu dem Ergebnis:
Nur ein Traum war das Erlebnis.
Weil, so schließt er messerscharf,
nicht sein kann, was nicht sein darf.

Wie wenig diese bösen Zungen recht haben, ersieht man noch daraus, daß die Verfasser von der Redaktion H o n o r a r bekommen haben. Seit wann gibt es für Strafarbeiten Honorar? Es wären also ganz gewiß keine Strafarbeiten. Quod erat!

Pl . . .

Hartwig Sepp Faber - eine Namenerklärung

Jeder Name soll ein Vorzeichen sein. Die Eltern wollen mit dem Namen ihrem Kinde ihre Wünsche mit auf den Lebensweg geben.

In frühesten Zeiten begnügten sich die Menschen mit einem einzigen Namen. Dieser hatte meist etwas mit Kampf zu tun oder drückte Mut, Reichtum, edlen Charakter aus. Sie sind alle germanischen Ursprungs und bestehen aus zwei Teilen. Zu ihnen gehören Namen wie Hartmut (= einer mit viel Mut und festem Charakter), Wolfgang (= einer, der gern zur Wolfsjagd geht), Ulrich (= einer mit viel Besitz). Zu dieser Gruppe gehört auch mein erster Name „Hartwig“. Er besteht aus zwei Teilen, nämlich „hart“ und „wig“ (= Kampf). Die Eltern gaben ihrem Jungen mit diesem Namen den Wunsch mit auf den Weg, er möchte ein harter Kämpfer werden.

Später kam das Christentum zu den Germanen. Den Leuten wurden nun die Geschichten von den Heiligen erzählt und vertraut. Sie hörten vom heiligen Georg, vom heiligen Antonius, später auch von Sankt Franziskus. Da wollten manche Eltern, daß ihre Kinder so würden wie die Heiligen, und sie gaben ihnen Namen wie Franz, Georg (Jürgen), Anton. Auch die Namen von Bibelgestalten gaben sie ihren Kindern. Von da kommt mein zweiter Name: S e p p. Es ist eine süddeutsche Abkürzung von „Joseph“. Die Eltern wollten, daß ihr Sohn genau so werde, wie der heilige Joseph einst gewesen war.

Als um die Jahrtausendwende die Städte entstanden waren, gab es bald so viele Leute gleichen Namens in einer Stadt, daß man sie nur schwer unterscheiden konnte. Deshalb nannte man sie außerdem nach ihrem Beruf: „Hartwig der Weber“ oder „Joseph der Fischer“. Auch nach merkwürdigen Eigenschaften wurden sie benannt. Der Erfinder der Buchdruckerkunst hatte bereits zwei Namen: Johann Gensfleisch (Gutenberg) hieß er. Das gleiche gilt für Martin Luther.

In dieser Zeit, in der Renaissance, veränderten die Menschen auf einmal ihre alten Namen. Sie übersetzten sie etwa ins Lateinische und meinten dann, sie wären mehr als vorher. Zu dieser Gruppe gehört mein dritter Name, der Hausname oder Familienname „F a b e r“. Es ist die Übersetzung von „Schmied“ oder „Schmidt“. Der erste Träger dieses Namens war also Schmied gewesen.

Wenn die Eltern heute ihrem Kinde einen Namen geben, so wissen sie meist gar nicht, was er bedeutet. Wenn er schön klingt, genügt ihnen das, was eigentlich sehr zu bedauern ist. Denn: Nomen est omen. Das sollte auch in unserer Zeit gelten.

Ulrich Meyer (Ollsa)

Meine erste „Fünf“

Meine erste „Fünf“ bekam ich für ein Diktat. Es war im zweiten Schuljahr. Damals wohnte ich bei meiner Großmutter in Berlin. Daß eine „Fünf“ etwas Unangenehmes war, wußte ich noch nicht. Ich hielt sie für eine Note wie jede andere auch.

Ohne jedes Angstgefühl nahm ich also mein Heft in Empfang und schlug es auf. Ja, da stand es ganz groß und deutlich: „Fünf!“ Mit einem Ausrufungszeichen dahinter. Ich sah mir die Fehler an. Da war z. B. „Nilpferd“ mit „ie“, „Stuhl“ ohne „h“, „Franzose“ mit „h“ geschrieben. Zwischen „regnete“ und „rechnete“ hatte ich keinen Unterschied gemacht. Bei dem Worte „nämlich“ hatte der Lehrer das „ä“ so verführerisch lang gesprochen, daß ich ihm — mit besonderem Stolz — ein „h“ angefügt hatte. Aber der Lehrer war anderer Meinung: er hatte einen dicken roten Strich unter das „h“ gemacht.

Ich hatte also eine „Fünf“. Eigentlich hätte ich mir ja denken können, daß das nicht eine andere Bezeichnung für „Gut“ war. Aber ich kam seltsamerweise nicht darauf. Seelenruhig packte ich nach Schluß meine Mappe und bummelte nach Hause, indem ich — wie sonst — mal hier, mal dort stehenblieb, wo ich glaubte, eine Entdeckung gemacht zu haben. Ich entdeckte damals täglich die wunderschönsten Dinge auf meinem Schulweg.

Daheim stand die Haustür offen. Also brauchte ich nicht zu schellen. Ich trat ein und ging geradewegs in die Küche, auf Großmutter zu. Sie stand am Herd und kochte das Mittagessen. „Ich hab eine „Fünf“ geschrieben“, rief ich voll Stolz.

Großmutter drehte sich um und sah mich eine Weile stumm an. Sie machte ein Gesicht, als ob sie ein schweres Gewitter überstanden hätte. Mein Grinsen mußte sie wohl für Bosheit ansehen, denn plötzlich hatte ich eine saftige Ohrfeige sitzen.

Was danach kam, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß mein Respekt vor Großmutter eine Steigerung erfuhr. Außerdem habe ich aus diesem Erlebnis zwei Lehren für die Zukunft gezogen, die nicht ganz unnütz waren, weshalb ich sie hier preisgebe: erstens nahm ich mir vor, nach Möglichkeit keine „Fünfen“ mehr mitzubringen; da das aber nicht ganz zu vermeiden war, wie sich herausstellte, hielt ich zweitens darauf, dies den Interessierten stets mit Vorsicht und Schonung beizubringen, eine Taktik, die sich in meinem Falle — vielleicht hätte ich um der Wahrheit willen den Plural setzen und sagen sollen: in meinen Fällen — bestens bewährt hat.

J. B ü n i n g (Ollm)

Warum wir zu Hause eine Tageszeitung halten

Unsere Tageszeitung wird uns jeden Morgen um acht Uhr ins Haus gebracht. Zuerst liest meine Mutter darin. Sie hat ja Zeit dazu. Ich bin in der Schule, und bis zum Beginn der täglichen Hausarbeit ist es noch ein Weilchen.

Sie setzt sich in die warme Küche an den noch nicht abgeräumten Frühstückstisch und liest zuerst den Roman. Zwischendurch trinkt sie ein Schlückchen Kaffee oder knabbert an irgendeinem Gebäck. Nachdem sie den Roman ausgelesen hat, blättert sie die Zeitung durch, liest hier und da einen kleinen Artikel, aber nur mit geteilter Aufmerksamkeit. Allenfalls interessieren sie noch die Todesanzeigen. Meine Mutter behauptet, diese halbe Stunde vor der täglichen Hausarbeit mit der Zeitung und der Tasse Kaffee sei für sie die schönste des ganzen Tages.

Wenn meine Mutter die Zeitung fortgelegt hat, dauert es nicht lange, bis mein Großvater sie sich holt. Er setzt sich mit ihr in seinen bequemen Sessel ins Wohnzimmer und beginnt zu lesen. Dabei pflegt er eine Pfeife zu rauchen. Mein Großvater ist der eifrigste Zeitungsleser in unserer Familie. Er liest alles, was in der Zeitung steht: von der hohen Politik über den Wirtschaftsspiegel und den Stadtanzeiger bis zum Filmprogramm. Das schlimmste, was man tun kann, ist, ihn beim Zeitunglesen zu stören. Ohne Zeitung kann ich mir meinen Großvater überhaupt nicht vorstellen.

Im Gegensatz zu meinem Großvater liest meine Großmutter nur sehr wenig Zeitung. Es macht ihr zu viel Mühe, sagt sie. Aber die wichtigsten Ereignisse des Tages läßt sie sich doch wenigstens vorlesen. Dazu bestimmt sie meistens mich. Es langweilt mich nicht, ihr vorzulesen. Denn ich interessiere mich sehr für das, was in der Welt vor sich geht. Meistens bin ich allerdings zu bequem, mir die einzelnen Artikel genau durchzulesen. Ich überfliege die Schlagzeilen und schaue mir vorzüglich die Bilder an. Nur am Samstag nehme ich mir Zeit. Dann lese ich sogar ausgiebig die Kurzgeschichten, Witze und Rätsel, die auf der „Bunten Seite“ stehen.

So haben wir alle in unserer Familie etwas, was uns in der Zeitung besonders interessiert. Deshalb halten wir die Tageszeitung und möchten sie nicht missen.

Hans - Martin Jürgens (Ollsa)

Zonengrenzfahrt

Vor kurzem las ich in einer Zeitschrift einen Artikel mit der Überschrift: „Mitten in Deutschland, mitten im 20. Jahrhundert“. Darunter stand etwas kleiner: „Stacheldraht, Schlagbäume, Erdbunker, Wachttürme“. — Nachdenklich legte ich die Schrift aus der Hand. Zwar wird es mir — wie wohl vielen „Wirtschaftswunderkindern“ — bei der Erwähnung der Zonengrenze immer leicht unwohl. Aber dieser Artikel „hatte es in sich“ — so sehr, daß ich beschloß, mich mit eigenen Augen zu überzeugen.

*

Schon zwei Stunden brauste der Interzonenzug durch das walddreiche hessische Bergland. Die schmutzigen Vorstädte Kassels blieben im Norden zurück, und der Schienenstrang folgte dem gewundenen Lauf der Fulda. Da betrat ein Mann in grauer Uniform unser Abteil und fragte, wer in die Zone reise. Ein ergrauter Herr stand auf und reichte seine Papiere. Der Uniformierte blätterte sie durch, machte sich Notizen und gab sie zurück. Gelassen setzte sich der Grauhaarige hin und schaute nach draußen. Der Vorfall schien ihm vertraut zu sein. So verlief meine erste Berührung mit der SBZ.

*

Soeben hatten wir, eine Gruppe Jugendlicher, in einem Reisebus Bad Hersfeld verlassen, um die markantesten Punkte der Zonengrenze zwischen Hessen und Thüringen kennenzulernen. Unter strahlendem Himmel lag das Wiesen- und Weideland der Rhön. Von den Kuppen dieser ehemaligen Vulkanlandschaft schweifte der Blick über das Gewoge von Berg und Tal.

Die Zonengrenze rückte näher. Im Bus wurde es lebendig. Fragen, Vermutungen, Vorschläge, die das Stichwort „Zonengrenze“ betrafen, wurden laut. Unser Fahrzeug schwenkte in eine Seitenstraße ein. Rechts leuchtete auf einem Baumstamm ein mit weißer Farbe gemalter Hinweis für amerikanische Panzer: „Attention 3000 meters to border!“ Plötzlich sprach unser Fahrer ins Mikrofon: „Rechter Hand ein Wachturm! In wenigen Minuten fahren wir an ihm vorbei.“ Das Stimmengewirr verstummte und schwoll wieder an. Durch mein Fernglas konnte ich den Wachturm erkennen, einen quaderähnlichen Kasten, der auf vier hohen Holzstämmen stand, deren Verstrebungen eine Leiter bildeten. Der Fahrer erklärte weiter: „Wir fahren jetzt dem Zehn-Meter-Streifen entlang.“ Richtig! Über den Abhang auf der rechten Seite zog sich ein breiter Gürtel frisch gepflügten Ackerbodens und lief parallel der Straße. Rechts und links breiteten sich Weiden mit grasenden Kühen aus, unterbrochen von Obstplantagen. Ein friedliches Bild? Wer die Bedeutung dieses Streifens nicht kannte, erhielt durchaus einen solchen Eindruck. Und doch, warum wagte die Bäuerin nicht, die wenige Schritte vom Zehn-Meter-

Streifen entfernt in einem Gemüsefeld grub, unser Winken zu erwidern oder auch nur aufzuschauen? Die Erklärung fanden wir bald. Der Wachturm gab sie. Er glich einem Hochsitz, von dem allerdings nicht das Tier, sondern der Mensch gejagt wird. Die Überlandleitungen waren abmontiert, nutzlos ragten die Masten.

Später standen wir auf dem Hof der Buchenmühle im hessischen Kreis Hünfeld. Er war von Stacheldraht zerschnitten. Wohnhaus, Backstube und Brunnen lagen greifbar, aber unerreichbar hinter dem Draht, der — durch Zweige und Stämme verstärkt — einer Palisade ähnelte. Ein Arbeiter erzählte uns, wie es zur Teilung der Mühle kam. Bis 1952 habe der Besitzer sein durch die Demarkationslinie geteiltes Anwesen ungehindert benutzen können. Dann hätten sie von Pankow aus den eisernen Vorhang auch hier heruntergelassen, um den „Arbeiter- und Bauernstaat gegen den westlichen Imperialismus zu schützen“.

Ich sah mir die enteigneten Gebäude an. Das ehemalige Wohnhaus verfiel langsam. Sämtliche Fensterscheiben waren zerschlagen. An den Wänden bröckelte der Mörtel ab, so daß der nackte Stein durchbrach. Im Dach gähnten große Löcher, in der Dachrinne wucherte Unkraut. Der zugeschüttete Brunnen und die Backstube mit ihren vermauerten Fenstern und den klaffenden Rissen in der Wand boten einen traurigen Anblick.

Die Szenerie wurde natürlich ausgiebig photographiert, damit man daheim beweisen könnte, daß es an der Grenze tatsächlich so aussah.

Ich ging langsam den Stacheldraht entlang. Er näherte sich dem Fuße eines Berges, überquerte einen Bach und verlor sich allmählich im Gebüsch. Nach Grenzpolizisten hielt ich vergeblich Ausschau. Aber noch war meine Reise ja nicht beendet.

*

Philippsthal. Neben der Ortstafel stand ein Wegweiser: Nach Vacha 4 km. Diese Angabe stimmte nicht mehr. Um von Philippsthal nach Vacha zu reisen, mußte man einen Umweg von etwa 70 km machen. Ein Witz? Keineswegs. Vor der Errichtung der Zonengrenze waren es wohl 4 km. Heute aber muß man die Kontrollpunkte Herleshausen in der Bundesrepublik und Wartha in der SBZ passieren, um nach Vacha zu gelangen.

Wir fuhren an Kalihügeln, Fördertürmen und Schachtanlagen vorbei. Philippsthal ist bekanntlich reich an Kalivorkommen.

Wir hatten die Straßensperre Philippsthal—Vacha erreicht. Mannshoher, dichtgeflochtener Stacheldraht zog sich von der Brückenbrüstung der Werra über die Straße, stieg über die Mauer eines kleinen Vorgartens und verschwand hinter einem Bretterzaun durch ein Fenster im Erdgeschoß der Druckerei Hoffeld. Auf dem Asphalt jenseits des Drahtes lag Sand, der — wie uns zwei Männer vom Bun-

desgrenzschutz erklärten, die sich bei der Sperre aufhielten — der Spurensicherung dient. Die gesperrte Werrabrücke führte zum Dorf Vacha. Ich erkannte den Kirchturm und davor — einen Wachturm.

Ich ging mit einer Gruppe von Jungen über die Flußwiesen dicht an die Werra. Am andern Ufer erhob sich der Wachturm. Er war völlig mit Holzbohlen verkleidet. Auf dem Turm patrouillierten zwei bewaffnete Grenzpolizisten. Sie trugen Uniformen nach sowjetischem Vorbild. Wir winkten ihnen zu. Sie stützten, dann winkten sie lächelnd zurück. Mein Nebenmann zückte seine Kamera. Blitzschnell wandten sie uns den Rücken zu. Mein eigener Versuch, sie zu photographieren, endete mit dem gleichen Ergebnis.

Die beiden Beamten vom Grenzschutz hatten die Szene beobachtet. Sie sagten, das Winken sei nichts Außergewöhnliches. In der Dunkelheit könne man in den erleuchteten Fenstern auf beiden Seiten der Werra öfter winkende Menschen sehen, die so ihre Verbundenheit zeigten.

*

Die Stunde der Abfahrt war da. Noch einmal prägte ich mir das Bild ein: das vom Stacheldraht geteilte Haus, den Sand und den Wachturm. Während unser Bus anfuhr, blickten wir zurück. Die Grenzpolizisten auf dem Wachturm standen nebeneinander und winkten . . .
Josef Goeke (Olls)

Mein Freund Gerhard

Mein Freund Gerhard ist fünfzehn Jahre alt und mittelgroß. Er hat schon recht ausgeprägte Gesichtszüge. Er ist ein kräftiger, robuster und mutiger Junge. Seine Spezialität ist das Fußballspiel. Ich habe noch keinen Gleichaltrigen besser spielen sehen.

Er ist ein Draufgänger. Deshalb kommt es bei ihm nicht selten vor, daß er mit Hautabschürfungen und Wunden das Spielfeld verläßt. Aber das übersieht er. Auch ist er immer guter Dinge. Wenn einmal ein Mitspieler eine Verletzung hat, ist er immer der erste, der ihm beisteht. Wenn ihm jemand wehe tut, so verzeiht er ihm gern und schnell.

Ich glaubte anfangs, daß er wegen seines draufgängerischen Wesens auch innerlich hart sei. Aber ich wurde vom Gegenteil überzeugt. Das geschah bei einem Spaziergang durch den Wald. Dort fanden wir ein ganz junges Eichhörnchen, das ein Hinterbein verstaucht oder gar gebrochen haben mußte. Es lag fast bewegungslos am Boden. Wahrscheinlich hatte es schon länger dort gelegen. Es war halb verhungert.

Ich sagte Gerhard, er solle es liegen lassen, denn es werde die Fahrt nach Hause nicht überstehen. Er aber nahm das arme, zitternde Tierchen und barg es in seiner inneren Rocktasche, so daß es gewärmt wurde. So gelang es ihm, das Eichhörnchen sicher nach Hause zu bringen. Dort machte er ihm ein weiches Lager zurecht, hegte und pflegte es solange, bis es wieder gesund war.

Da erkannte ich, daß ich mich in Gerhard geirrt hatte: er war viel feinfühligler als mancher andere.
Richard Schwarz (Ollm)

Vorschau

Nachdem im vergangenen Jahr die Uls in Dijon zu Gast war, will in diesem Jahre unsere Olls (Ostern Uls) England ‚entdecken‘. Die Klasse wird während ihrer Fahrt vom 16. bis 31. Mai, die sie von Dover über Canterbury — London — Oxford — on Avon bis hinauf nach Yorkshire führen wird, der alten Stadt York einen mehrtägigen Besuch abstatten. Von den Erlebnissen dieser Studienfahrt wird die Schulzeitung wohl in der nächsten Nummer berichten können.

Vorerst wünschen wir allen Schülern der Klasse Olls schöne Frühlingstage in ‚Merry Old England‘. Mögen die begleitenden Lehrer ein Einsehen haben und die armen Schüler nicht über Gebühr mit abendländischer Bildung strapazieren! Das wünschen allen Beteiligten

Die begleitenden Lehrer

Wer hat es gemerkt ?

Die Schülerbücherei ist umgezogen. Die Bücherschränke stehen jetzt in dem schmalen Gang neben dem Eingang zum Zeichensaal, und auf einem Tisch unter dem Fenster kann man in aller Ruhe blättern. Das Elternsprechzimmer am Ende des Flurs ist zugleich Arbeitsraum für die Bibliothek.

Die Uhr fürs Leben

ETERNA·MATIC

JUWELIER

Schmitt

MÜNSTER (WESTF.)

Prinzipalmarkt 35 · Fernruf 4 47 02

Eigene Goldschmiedewerkstatt

Wir dürfen danken für diese Verbesserungen und uns darüber freuen, daß jetzt vieles leichter geworden ist. Gleich nach Ostern soll ein neues Verzeichnis für die Mittel- und Oberstufenbände vorbereitet werden. Vielleicht staunt dann mancher darüber, was man bei uns alles kostenlos entleihen kann. Seit einigen Wochen haben wir mehr als 1 500 Bände. Es lohnt sich also, wenigstens einmal zu stöbern. Allerdings muß man sich aufraffen, dienstags und freitags hinzugehen. Eine kleine Auswahl unserer neuen Bücher bietet vielleicht einen Anreiz:

Verfasser	Titel	Signatur
Kaiser	Der künstliche Mond	U III 112
Schneider	So fliegst du heute	O III 115
Wachsmann	Radioaktive Isotope	A 29
v. Braun	Start in den Weltraum	U II 114
Lang	Männer im Bleianzug	O III 120
Wendt	Friedliche Verwendung der Kernenergie	W 31
Gaiser	Schlußball	G 35
Kardoff	Feste feiern wie sie fallen	K 29
Kuck	Männer entdecken die Welt	U III 123
Rasmussen	Die große Schlittenreise	O III 118
Scharfenberg	Projekt Wadi Tharthar	O III 119
Bowman	Von Scott zu Fuchs	O III 114
Herrmann	Das große Buch der Entdeckungen	U II 113
Freidenthal	Die Party bei Herrn Tokaido	F 20
Lynes	Zuviel Honig	L 27
Rau	Indira	R 18
Faber	Sand auf heiligen Spuren	F 21
Zenger	Kampf um die Pressefreiheit	O III 121
UNO	Was in Ungarn geschah	Ge 35
Buchheim	Das dritte Reich	B 51
Djilas	Die neue Klasse	D 13
Mehnert	Moskau, Asien und wir	M 36
Mehnert	Der Sowjetmensch	M 37
Heusinger	Befehl im Widerstreit	H 41
Mau-Krausnick	Deutsche Geschichte . . . von 1933 — 1945	M 35
Glubb Pascha	Jenseits vom Jordan	G 34
Rosenstock-Huessy	Frankreich — Deutschland	Ge 34
Bähr	Kriegsbriefe gef. Studenten	B 52
Gollwitzer	Du hast mich heimgesucht bei Nacht	G 36
Schneider	Pfeiler im Strom	Sch 22
Pasternak	Dr. Schiwago	P 7

Die Mittelstufenbücher haben in ihrer Signatur die Bezeichnung der Klasse (U III — U II), die Oberstufenbücher den Anfangsbuchstaben des Verfassernamens (A — Z).

Revolution in der Mathematik?

Bei mathematischen Experimenten im Schlaun-Gymnasium stellte ein Star-mathematiker die Behauptung auf:

$$1 = 9$$

Er lieferte sofort den überzeugenden Beweis:

$$1 - 10 = 81 - 90$$

Durch Addition von $\frac{100}{4}$ ergibt sich:

$$\frac{100}{4}$$

$$1 - 10 + \frac{100}{4} = 81 - 90 + \frac{100}{4}$$

$$\left(1 - \frac{10}{2}\right)^2 = \left(9 - \frac{10}{2}\right)^2$$

$$\sqrt{\left(1 - \frac{10}{2}\right)^2} = \sqrt{\left(9 - \frac{10}{2}\right)^2}$$

$$1 - \frac{10}{2} = 9 - \frac{10}{2}$$

$$1 - \frac{10}{2} + \frac{10}{2} = 9 - \frac{10}{2} + \frac{10}{2}$$

$$1 = 9$$

N.B.: Wir bitten aber alle Voll- und Schmalspurmathematiker, den Beweis erst zu prüfen, bevor er allgemein in die Lehrbücher aufgenommen wird.

Irgendwo muß ja wohl der Fehler stecken. Aber wo? Das herauszufinden, überlassen wir den mathematischen Begabungen unter unseren Lesern.

-
- Schriftleitung: Dr. C. Henke, Dr. Fr. Scholmeyer, Dieter Duwenig (Ol sb)
Geschäftl. Leitung: Studienrat Alfred Heidtmann
Druck: Gutenberg-Druckerei Th. Bröcker, Münster i. W., Bergstr. 71/72
Einzahlungen: Alfred Heidtmann, Konto 127 13 bei der Sparkasse der Stadt Münster oder Postscheckamt Dortmund Nr. 607 35.
Beitrag zur Altherrenschaft und freiwillige Zuwendungen werden auf das Postscheckamt Dortmund Nr. 823 76 unseres „Ehemaligen“ Paul Eichel erbeten.

Alle Schulbücher

für das Schlaun-Gymnasium vorrätig

BUCHHANDLUNG *Ferdinand Schöningh*
MÜNSTER (WESTF.) SALZSTRASSE 61

JOH. HEINR.
Jansen
MÜNSTER I. W. LUDGERISTR. 26
UND AM KIEPENKERL

Das große Herrenwäsche-Spezialgeschäft des Münsterlandes

Kaffeehaus Vennemann

HANDORF

DAS BELIEBTE AUSFLUGSLOKAL
AN DER WERSE



Hemesath

Rothenburg 31
Ältestes Fachgeschäft
in Münster

*Kanariensänger, Wellensittiche,
Prachtfinken*

Vogelbauer und Ständer

Zierfische, Aquarien und Zubehör

Angelgeräte

Bediene Dich der

ELEKTRIZITÄT

ELEKTROGERÄTE

sind praktisch im Gebrauch

und einfach zu handhaben!